Вiog. C. 438 5/5

ПАВЛОВСКІЙ ДВОРЕЦЪ.
БИБЛІОТЕКА.

Шкафъ 12
Полка 7/2 5087
Книга 2 5073

<36605844480015
<36605844480015
Bayer. Staatsbibliothek

AGNES BERNAUERINN

[Christian August Vulpius]

# Pantheon

## berühmter und merkwürdiger

# Frauen.

---

Fünfter Theil.

Павловский Дворец-Музей
БИБЛИОТЕКА РОССИ
1938 г. Инв. № 2580
Шкаф № XII
Полка № 3

---

Leipzig,
in der Hahnschen Verlags-Buchhandlung
1816.

Td/70/238

Bayerische
Staatsbibliothek
München

## An die Leser.

Nicht an mir, nicht an der Verlagshandlung des Pantheon hat es gelegen, daß so spät erst diese fünfte Sammlung der vierten folgt. Die Leser wissen selbst, welche Zeitumstände jede Lektüre verschlangen! Wer mochte lesen, da so viele unangenehme Wirklichkeiten uns Muth und Zeit und Laune raubten? Wer konnte der Vergangenheit ruhige Stunden widmen, da die Ereignisse der Gegenwart so fürchterlich uns bestürmten?

Es ist vorüber! — Lichter wird der Himmel, und leisen Tritts naht sich die

Ruh uns wieder. Sich und uns bereitet sie ein sanftes Lager, und wir gesellen uns traulich zu ihr. Mögen wir gern empfangen, was sie uns geben will und giebt; geben wir ihr, was sie so gern von uns nimmt.

So mögen die Leser auch das annehmen, was ich ihnen gebe. Weimar, am Margarethen-Tage 1815.

A. V.

# Inhalt.


| | | |
|---|---|---|
| I. Irene, Griechische Kaiserin | . . | S. 1 |
| II. Philippa Catana | . . . . | = 37 |
| III. Louise von Degenfeld | . . . | = 47 |
| IV. Agnes Bernauerin | . . . | = 81 |
| V. Metta von Zehren | . . . | = 107 |
| VI. Maria Wollstonecraft Godwin | . | = 119 |
| VII. Frau von Warens | . . . | = 139 |
| VIII. Anna Luise Karschin | . . | = 155 |
| IX. Maria Guyard | . . . . | = 167 |

X. Kleinere biographische Nachrichten von berühmten und merkwürdigen Frauen:
1. Aretaphila . . . . S. 193
2. Kamma . . . . . = 198
3. Julia Astallia . . . = 200
4. Iphigenia Desille . . . = 204

# Irene,

## Griechische Kaiserin.

Bayerische Staatsbibliothek München

---

Alles, was Widersprechendes das Leben der Menschen in sich vereiniget, finden wir in der Lebensgeschichte der Kaiserin Irene. Es ist ihre Geschichte ein Gemälde ewiger Abwechselung von Glück und Unglück. Heldentugenden glänzen an der Seite weiblicher Schwachheiten, Geistesfähigkeiten, Leidenschaften, neben Irrthümern, geben den Schatten zu diesem Gemälde. Alles bewährt sich in der Erfahrung, daß Tugend nur allein beglücken kann.

Eine Athenienserin, von einem edlen, aber unbekannten Geschlecht, verlor sie frühzeitig ihre Eltern, und Kaiser Konstantin Kopronymus, eingenommen von ihrem großen Verstande, entzückt von ihrer angenehmen einnehmenden Beredsamkeit, bestimmte sie zur Gemalin seines Kronerben und Sohnes, Leo Porphyrogeneta.

Schon war das Griechische Kaiserthum gesunken, und nicht mehr so machtvoll wie sonst, verengten sich täglich seine Grenzen. Longobarden, Franken und Sarazenen, Bulgaren, Slaven und Avaren hatten große Provinzen an sich gerissen, und den Griechischen Kaisern war nur Klein-Asien, Thrazien, Griechenland, Sizilien, das Exarchat Ravenna, und ein Schatten von der Herrschaft über Rom geblieben. So tief hinab war das ehemalige mächtige Reich der Römer in den Strudel der Staaten-Vernichtung gezogen worden, erobert, wie es erobert wurde.

Leo war zwanzig Jahr alt, als er, um demselben die Reichsnachfolge zu sichern, ihn zum Reichsgehülfen ernannte. Für ihn warb er um die Hand der Tochter des Franken-Königs Pipin, aber vergebens; denn dieser Emporkömmling wollte lieber erobern, als Friede haben, und nannte alle Völker, die nicht seinem Zepter gehorchten, Barbaren.

Kopronymus, ein ziemlich vollendeter Tyrann, wurde nicht geliebt, desto stärker aber gefürchtet, und alle seine Anverwandten selbst

zitterten vor ihm eben so sehr, als seine Unterthanen; nur nicht Irene.

Sie, jung, schön, kühn, stolz, listig, ganz Meisterin der Schmeichelei, fand sich selbst geboren für einen Thron, und wünschte, ihn je eher je lieber, ohne etwas zu fürchten, besteigen zu können.

Von ihrem Privatleben weiß man nichts. Genau genommen, haben Königinnen gar kein solches. Ihre Meinungen, ihr Geschmack, ihre Ergötzlichkeiten stehen mit den Völkern, welche sie beherrschen, in der nothwendigsten Verbindung. Ihr Glück zu wollen, muß ihre einzige, wichtigste Sorge seyn.

Im J. 769 wurde Irene von Athen abgeholt und in den Pallast zu Hieria, auf dem Vorgebirge, Konstantinopel gegenüber, gebracht. Kopronymus hatte ein prächtiges Gefolge ihr entgegen gesendet, das sich, wie man sich damals noch immer, trotz der Zerrüttung des Reichs, ausdrückte, für eine Kaiserin der Welt schickte, und ihrer Würde angemessen war.

In Schaaren strömte das Volk, die Großen des Reichs, die Soldaten, der Ankom-

menden entgegen, und alle blieben in Verwunderung verloren. Wie mit dem sie umgebenden Glanze ganz vertraut, wußte Irene klüglich denselben um sich herum zu verbreiten. Die ihr gewidmeten Anbetungen, nach den Sitten der Morgenländer, nahm sie gleich einer gnädigen Göttin wohlgefällig an, und jeder glaubte sie in der Sphäre geboren, in der sie sich jetzt befand. Ihre gebietende Schönheit unterwarf ihr alles, was sich ihr nahete. Ihr lebhafter, atheniensischer Geist bezauberte die rohesten Gemüther. Glücklich begann ihr Versuch, durch die mächtige Zauberei ihrer Schönheit, ihres Geistes, alle, welche sie wollte, zu ihren Sklaven zu machen.

Kopronymus war erfreut, Leo vor Entzücken außer sich.

Irene ging in einem reich vergoldeten Schiffe mit seidenen Segeln von Hieria ab, nach Konstantinopel, begleitet von mehr als hundert Schaluppen und Brigantinen. Alle Einwohner der großen Kaiserstadt eilten dem Hafen zu, ihr Freudengeschrei übertönte den Schall der Instrumente und erfüllte die Lüfte. Sie wurde in den Pallast geführt,

und die Hochzeit mit den größten Feierlichkeiten vollzogen. Die Feste und Lustbarkeiten verschlangen Wochen, Irene empfing die Kaiserliche Krone, und mußte einen Eid auf die Sakramente ablegen, dem Gebote der Kirchenversammlung zufolge, den Bilderdienst zu verwerfen und zu verabscheuen. Sie war demselben ergeben, aber ihr Schwiegervater war hartnäckig und blutdürstig, ihr Gemal ein Feind der Bilder, sie wollte herrschen, und bedachte sich nicht lange, zu schwören. Sie blieb im Herzen bei ihrem Glauben, und versprach äußerlich alles, was man von ihr verlangte.

Ihres Gemals Großvater, Kaiser Leo Isaurikus, war als der erste Feind der Bilder aufgetreten. Alle diejenigen wurden für Ketzer gehalten und für Abgötter, die den Bildern des Heilands und der Heiligen Ehrfurcht erzeigten. Unter diesem Vorgeben bemächtigte sich Leo Isaurikus, der größte Geitzhals seiner Zeit, der goldenen und silbernen Bilder, der herrlichsten mit Edelsteinen verzierten Gefäße und Kronen der Mutter Gottes, und bereicherte damit seinen Schatz. Man widersetzte sich, Blut floß in Strömen, die Zeiten der Rö-

mischen Tyrannen schienen wieder zu kommen. Allenthalben brach die Furie des Kriegs los, der geldgierige Monarch verlor mehrere Provinzen seines Reichs, und starb, ein Abscheu seiner Völker, denen er einen Sohn als Kronerben hinterließ, der noch grausamer war, als er selbst. Dieser, schwach, geitzig, gottlos, abergläubisch, blutdürstig, zum Unglück des Reichs geboren, war Irenens Schwiegervater. Heiliges kannte er nicht, und in seinem Reiche fand die Tugend keine Freistätte.

Irene wurde im J. 771 Mutter, und gebar einen Prinzen, der Konstantin Porphyrogeneta genannt wurde. Das Volk überließ sich der Freude, in der Hoffnung auf bessere Zeiten.

In einen Krieg gegen die Bulgaren verwickelt, wurde Kopronymus von einem hitzigen Fieber überfallen. Das Blut kochte in seinen Adern, seine Eingeweide brannten zu Kohlen. Lautaufbrüllend verfluchte er die Schmerzen, die sein Inneres durchglühten, und die Vorstellung seiner Laster vermehrte dieselben furchtbar. Die Gerechtigkeit Gottes traf ihn so schrecklich, daß er an der Barmherzigkeit

derselben verzweifelte. Er ließ seinen Sohn bitten, alles Böse, welches er begangen habe, wieder gut zu machen, und starb (775) unter furchtbaren Qualen, zur gerechten Strafe für so viele Lasterthaten, den Tod eines blutdürstigen, vom Volke und seinen Nachbarn verfluchten Tyrannen. — Mit einem prächtigen Traueraufzuge wurde er zur Erde bestattet, und jetzt sahen ihn zum erstenmale seine Unterthanen mit Vergnügen.

Leo, abergläubisch wie sein Vater, aber nicht so blutdürstig, bestieg seinen Thron, machte zwar in den Anordnungen seines Vaters keine Aenderung, aber er hörte doch auf zu verfolgen. Er war wohlthätig gegen das Volk und bezahlte die Soldaten, beförderte den Ackerbau, und that der Bevölkerung der Städte Vorschub. Er wollte das Beste seiner Unterthanen, fand aber von Seiten seiner Minister keine Unterstützung.

Irene vermochte nicht viel bei ihrem Gemal. In das Innerste des Pallastes verschlossen, überließ sie sich ganz den Uebungen einer Frömmigkeit, mit der sie ganz geschickt die Laster ihres Lebens zu vereinigen wußte.

Das Volk und die Soldaten drangen in den Kaiser, seinen Sohn Konstantin krönen zu lassen. Nach vielen Weigerungen gab er endlich nach, und Irene sah mit Vergnügen die Krone auf dem Haupte ihres fünfjährigen Sohnes. Der Kaiser setzte sich am Freitage vor dem Osterfeste auf seinen Thron, stellte seinen Sohn neben sich, und sprach: „Seht hier Euern zukünftigen Kaiser, wie Ihr es verlangt habt.“ Das Volk rief: „Heiland der Welt, der du heute für uns gestorben bist, nimm den Eid an, den wir unserm Kaiser leisten;“ und die Vornehmsten, Aeltesten und Tribunen der Gemeinden schwuren auf das Holz des wahren Kreuzes, welches der Patriarch hatte herbei bringen lassen. Die Stände des Staats und die Vornehmsten jedes Standes legten ihren Eid schriftlich auf den Hochaltar der Sophien-Kirche nieder.

Am ersten Ostertage kam der Kaiser mit einem glänzenden Gefolge auf die Rennbahn, begrüßt vom Jubel des Volks. Irene fuhr auf einem prächtigen Wagen aus ihrem Pallaste und trug den jungen Kaiser auf dem Arme.

Sie führte ihn in den Tempel der Katechumenen. Die Straßen waren voll Volk. Ihre Schönheit, ihre mit Anmuth und Lebhaftigkeit vermischte Majestät, einige Worte, die sie sprach, wiederholt von der Menge, alles an ihr bezauberte die Byzantiner; lauter Jubel empfing sie. Man wußte, daß sie im Innern ihres Pallastes der Mutter Gottes und den Bildern der Heiligen Verehrung erwies, und alle die, welche dieses an ihr liebten, betrachteten sie als die Glückbringende ihrer Wünsche, und sahen in ihr das Bild der triumphirenden alten Kirche.

Mitten unter diesen Festen kam der Prinz Adelgisius, der Sohn des Königs der Longobarden Desiderius, den Karl der Große seines Reichs beraubt hatte, nach Konstantinopel, Hülfe zu suchen bei dem Kaiser. Dieser nahm ihn mitleidsvoll und mit mancherlei Ehrenbezeugungen auf, die sein Stand erheischte. Er machte ihn zum Patrizier, und versprach ihm seinen Beistand. Eben so empfing er einen jungen Bulgarischen Prinzen Telerus, machte ihn zum Patrizier, und vermälte ihn, als er die christliche Religion an-

genommen hatte, mit einer Anverwandten seiner Gemalin.

Nun aber war dem Kaiser beigebracht worden, seine Gemalin und mehrere seiner Reichsbedienten verehreten insgeheim die Bilder. Sogleich ließ er die Diener greifen und stürmte in die Zimmer seiner Gemalin. Nach genauer Nachsuchung fand er ein Bild des Heilands und seiner Mutter auf das Hauptkissen ihres Bettes gestickt. Darüber gerieth er in die ausgelassenste Wuth, und begegnete seiner Gemalin äußerst hart. Er warf ihr ihre Herkunft vor, und sagte, sie sey nicht werth, daß er Thron und Bett mit ihr theile. Zugleich kündigte er ihr an, sie könne nicht mehr seine Gemalin seyn, und müsse sich der Krone begeben.

Vergebens bot Irene alles auf, sich zu entschuldigen, sparte weder Flehen noch Bitten, weder Thränen noch Betheurungen; aber sie konnte ihrem erbitterten Gemale nichts abgewinnen. Er gerieth nur immer stärker in Wuth, wiederholte, was er gesagt hatte, und verließ sie. Ihre Freunde ließ er in Gefängnisse werfen.

Irene, die ihr Unglück nicht ertragen mochte, wußte sich auf eine andere Art gegen den Kaiser zu waffnen, und er starb wenige Tage nach diesem Vorfall (780) plötzlich. Sogleich erschien Irene mit allem Glanze einer Kaiserin, und wurde von dem Volke mit lautem Jubel empfangen. Ihren Sohn an der Hand, trat sie auf einen öffentlichen Platz, und der Senat und die Soldaten huldigten beiden.

Als Vormünderin ihres Sohnes trat sie die Regierung an, und mit Wohlthaten überströmte sie das Volk. Sie verminderte die Auflagen, öffnete die Kaiserlichen Schätze, welche der Geitz zusammengescharrt hatte, und wußte mit Freigebigkeit und Klugheit das Geld zu vertheilen, welches mit so vielen Thränen erpreßt worden war. Ihre größte Kunst war, die Laster anderer, so wie ihre eigenen, zu ihrem Vortheil zu benutzen. Die ersten Würden übertrug sie denen, die ihr am meisten ergeben waren; der Patrizier Storacius wurde ihr Minister. Er war ein vollkommener Hofmann, und hatte als Soldat sowohl, als in der Regierung, alle Stu-

fen von unten hinauf erklommen, und während den Staatsunruhen hatte er gelernt, die Menschen zu beurtheilen und mißtrauisch gegen sie zu werden. Irene wählte ihn, seines Raths sich zu bedienen, aber nicht, sich von ihm regieren zu lassen. Er, in der Schule des Mißtrauens erzogen, sah alles, was vorging. Seine Blicke drangen in die verborgensten Gesellschaften, und durch ihn erhielt die Kaiserin von allem Nachricht.

So groß das Entzücken des Volks auch war, so gab es dennoch unter demselben Unzufriedene. Der Kaiser Kopronymus hatte noch vier Brüder; unter diesen den Cäsar Nicephorus, den herrsüchtigsten unter allen, der verwiesen in dem Chersones lebte. Auf diesen warfen die Mißvergnügten ihre Augen, und wünschten sich ihn zu ihrem Kaiser. Storacius erfuhr, was geschehen sollte, und ließ die Häupter der Verschworenen verhaften. Irene ließ ihren Schwager zu sich rufen. Er kam nach Konstantinopel und wußte von allem nichts, was geschehen hatte sollen. Wie erstaunte er, als er mit den Verschwornen zusammen verhört wurde. Jedoch

wurde es ihm leicht, seine Unschuld zu beweisen. Die Kaiserin ließ die Verschwornen öffentlich mit Ruthen ausstreichen, und verbannte sie an die äußersten Grenzen des Reichs. Die vier Brüder des Kaisers Kopronymus aber wurden zu Priestern geweiht. Sie hatten nur die Wahl zwischen dem Blutgerüste und dem Altare, und ließen willig sich zu geistlichen Würden salben, der weltlichen Herrschaft entsagend. Damit das Volk Kunde davon erhielt, mußten sie in der Sophien-Kirche am Weihnachtsfeste (780) das hohe Amt halten und das Abendmahl vertheilen. Man sah es, staunte, und erkannte die Herrsucht der Kaiserin.

Elpidius, der Statthalter von Sizilien, erklärte sich laut darüber, und sagte der Monarchin die Treue auf. Man verlangte den Nicephorus zum Kaiser; dieser aber wollte es nicht wagen, sich zu erklären, und blieb lieber im Stillen bei seiner ruhigen und verborgenen Lebensart.

Zu gleicher Zeit regten sich auch die Sarazenen. Gegen diese wurden Soldaten, und nach Sizilien eine Flotte gesendet. Nach

einer tapfern Gegenwehr unterlagen die Sizilianer. Elpidius floh zu den Arabern.

Um sich und ihr Reich zu sichern, sendete Irene eine Gesandtschaft an Karl den Großen, und ließ für ihren Sohn um die Hand seiner Tochter Rotrudis werben. Diese Verbindung, glaubte sie, werde ihre Herrschaft fest gründen. Die Werbung wurde angenommen, die Vermälung aber, wegen der Kinder-Jahre des Brautpaars, verschoben.

Die Kriege gegen die Sarazenen und Thrazier waren geendiget, und Storacius, der die Armeen selbst angeführt hatte, erhielt die Ehre eines Triumphaufzuges, so prächtig, wie man seit Belisars Zeiten in Konstantinopel keinen gesehen hatte.

Irene durchreisete nun (784) die Provinzen ihres Reichs, und siehe, seit den vier Jahren ihrer Regierung hatte alles sich verändert. Die Felder waren besäet worden und trugen Früchte, die Städte füllten sich wieder mit Bürgern, und Handlung fing an, von neuem aufzublühen. Die Kaiserin war freigebig. Das Volk segnete sie und ihre

Regierung. Sie ließ die zerstörte Stadt Börrä wieder aufbauen, und nannte sie Irenopolis. Da fand ein Bauer in der Erde ein vermauertes Grab, und in derselben eine (vermuthlich mit Absicht in dasselbe gelegte Marmorplatte) mit der Schrift:

Christus wird geboren werden von der Jungfrau Maria, und ich glaube an ihn: Sonne, du wirst mich noch einmal sehen unter der Regierung Konstantins und der Irene.

Das Volk schrie: Mirakel! und sah die Kaiserin als die Wiederherstellerin des Glaubens an.

Die Religionsstreitigkeiten waren dem Reiche sehr verderblich. Irene versammelte, als der Patriarch Paul starb, den Senat und die Stände der Stadt in ihrem Pallaste, und hielt eine Rede, welcher die Macht ihrer Schönheit den tiefsten Eindruck gab. Sie gab dem Volke die Wahl des neuen Patriarchen; dieses bat sie, ihn selbst zu wählen. Sie nannte den Namen Tarasius, und das Volk schrie: er sey Patriarch. Sogleich

ließ die Kaiserin ein Concilium ausschreiben, alle Streitigkeiten der Kirche beizulegen.

Die Zeit der Vermälung des Kaisers nahte sich. Aber jetzt nicht mehr wünschte Irene die Vollziehung derselben, sie selbst wollte regieren, und ihrem Sohne keine Stütze an dem mächtigen Schwiegervater geben. Daher brach sie mit demselben, und schickte eine Armee nach Apulien. Den Oberbefehl über dieselbe gab sie dem vertriebenen Prinzen der Longobarden Andalgisus, den Leo aufgenommen hatte, und schmeichelte ihm mit der Hoffnung, dies werde ihm den Weg zum Longobardischen Throne bahnen. Er wurde geschlagen (788) und kehrte muthlos mit dem Ueberrest der Armee nach Konstantinopel zurück.

Der junge Kaiser, zwanzig Jahr alt, von seinen Umgebungen angereizt, verlangte den Thron seines Vaters zu besteigen. In der tiefsten Unwissenheit aufgewachsen, war er zur Regierung gänzlich ungeschickt. Seine Mutter wollte Alleinherrscherin seyn, seine Freunde brachten ihn gegen dieselbe auf. Diese vermälte ihn mit einer edlen Armenierin, Ma-

ria genannt, die, bei all ihren Tugenden, dem Kaiser verhaßt war. Er überwarf sich mit dem Minister Storacius, und wollte ihn gefangen nehmen, und mit seiner Mutter nach Sizilien verweisen lassen.

Der Minister hatte alles erfahren, kam dem Kaiser zuvor, ließ ihn gefangen nehmen und zum Verhör bringen. In Gegenwart seiner Mutter wurde Konstantin mit Ruthen gestrichen und ins Gefängniß gebracht. Die Kaiserin begab sich in die Sophien-Kirche, und dankte Gott für die Abwendung so großer Gefahr. Darauf wurde Geld ausgeworfen, und das Volk war dankbar genug, Irenen zur regierenden Kaiserin auszurufen. Das war es, was sie gewünscht hatte.

Aber die Bezauberung, welche Konstantinopel blendete, reichte nicht überall hin. Die Legionen erinnerten sich ihres Eides, die Völker, daß nicht das Zepter in die Hand eines Weibes gehöre, und die Städte schrieben an sie: „Stehet unserm Kaiser bei mit Rath und „That, unterrichtet ihn, lernt ihm regieren; „denn Konstantin allein ist es, den Gott uns „zum Beherrscher gegeben hat."

Ein Hauptmann der Garde, Alexis, warf sich zum Anführer der Mißvergnügten auf, welche, die ihrem Kaiser widerfahrene Beleidigung zu rächen, gerade auf Konstantinopel zugingen. Irene wurde verlegen, ließ ihren Sohn aus dem Gefängniß ziehen, und flehte ihn um seinen Beistand an.

Er erschien öffentlich. Das Volk und die Soldaten jauchzten ihm zu, und seine Günstlinge drängten sich rasch mit Rath und Beistand herbei. Storacius wurde festgenommen, mit Ruthen gestrichen, und nach Armenien unter seine ärgsten Feinde verwiesen. Die Offiziere der Garden der Kaiserin wurden ins Exil geschickt, und Irene selbst erhielt die Weisung, sich in den eleutherischen Pallast zu begeben. Ihre Schätze wurden ihr abgefordert. Sie gab, so viel es ihr zu geben beliebte.

Bald aber brachen Klagen über die Regierung des Kaisers aus, der als Regent sich durchaus nicht zu benehmen wußte. Die Hoheit, nach der er sich gesehnt hatte, wurde ihm unerträglich; er nahm seine Zuflucht zu seiner Mutter. Sie hörte ihn gelassen an und sag-

te: „Du hast gern regieren wollen, mein Sohn, du hast mich bestraft, daß ich dem Reiche Gutes gethan habe. Du konntest nicht voraus sehen, welche Abgründe sich vor dir öffnen würden. Ich wünsche, daß deine Völker die Bosheit deiner Günstlinge dir eben so gern vergeben mögen, als ich. Aber ich sage dir es voraus: du bist noch nicht am Ende aller Widerwärtigkeiten.“

Der Kaiser war außer sich, und bat sie, den Thron wieder zu besteigen. Sie schrieb Bedingungen vor. Er willigte in alles. Storacius wurde zurückgerufen, um das Reich zu regieren und seinem Herrn zu trotzen. Irene bestieg wieder den Thron (791), ihr Sieg war herrlicher, und die Verehrung des Volks größer, als sie je gewesen war.

Nur die Armenischen Legionen wollten nicht in diese Verehrung einstimmen. Alexis an ihrer Spitze, wurden sie sehr laut über die Ereignisse, welche Konstantinopel mit Freude erfüllten. Irene, ganz Meisterin des Willens ihres schwachen Sohnes, rieth ihm, den wackern Alexis, dem er so viel zu

verdanken hatte, zum Tode zu verdammen. Er that es. Das ganze Reich sah diese Undankbarkeit mit Entsetzen, und eben das wollte Irene. Sie konnte es ihrem Sohne nicht verzeihen, daß er sich dem ihm von ihr aufgelegten Joche entzogen hatte, und suchte ihn lächerlich und verhaßt zu machen.

Es fiel ihm ein, als Held zu glänzen. Er zog gegen die Bulgaren. Keinen Alexis mehr bei seinem Heere, führte er einen Zauberer, Pankratius, mit sich, der durch Zeichendeuterei, Vögelflug und negromantischen Unsinn seine und des Heeres Seele seyn sollte. Der Gaukler hieß ihn in seiner augurischen Wuth den Feind angreifen, und der Kaiser wurde gänzlich geschlagen. Seine tapfersten Offiziere und Pankratius selbst wurden niedergehauen, und Konstantin floh. Die Legionen zogen sich nach Thrazien zurück.

Mißvergnügt, kamen sie auf den Gedanken, Nicephores als Kaiser auszurufen, um einem würdigeren Regenten zu dienen. Als Konstantin erfuhr, was geschehen sollte, untersuchte er nicht lange, ob sein Oheim schuldig, genug, daß er ihm gefährlich war.

Er ließ ihn und seine Brüder in das Schloß St. Mamas bringen, und der Versicherung ihrer Unschuld und ihrer Schwüre ungeachtet, wurden in Gegenwart des Kaisers dem unglücklichen Nicephorus die Augen ausgestochen, und seinen Brüdern die Zungen ausgeschnitten. Oeffentlich wurden diese Verstümmlungen bekannt gemacht, und allgemeiner Unwille folgte der Bekanntmachung. Ganz Armenien gerieth in Aufruhr. Ihr Anführer Andronikus wollte mit den Soldaten gerade auf Konstantinopel losgehen.

Zwei ihnen entgegen gesendete Colonnen wurden geschlagen. Alle gefangene Soldaten wurden niedergehauen, und den Anführern, welche in seine Gewalt fielen, ließ Andronikus die Zungen ausschneiden, die Augen ausstechen, oder auf diese und jene Art sie verstümmeln. Irene öffnete ihre Schatzkammer, nahm ihre Zuflucht zu Bestechungen, und der Kaiser selbst führte ein neues Heer gegen die Armenier. Sie wurden geschlagen, und Andronikus selbst lag unter den Todten auf dem Schlachtfelde. Den Gefangenen ließ

der Kaiser ein Brandmal auf die Stirne drücken.

Der Kaiser überließ sich den Wollüsten, Irene regierte, und alles nahm den von ihr gewünschten Gang.

So schön und tugendhaft seine Gemalin auch war, so wenig konnte Konstantin es über sich gewinnen, sich ihr vertraulich zu nähern. Desto lieber aber sah er sich in der Nähe einer ihrer Hofdamen, Theodata, die eben so listig als schön, die ihr dargebrachten Huldigungen mit Entzücken annahm. Irene unterhielt diese Leidenschaft ihres Sohnes, wünschte ihm Glück zu seiner Wahl, und überhäufte die geliebte Schöne mit Geschenken und Liebkosungen. Theodata nährte ihres Gebieters Leidenschaft, sagte ihm jedoch zugleich, daß nur das Band der Ehe ihm die Gewährung seiner heißesten Wünsche schenken könnte. Nicht genug, des Kaisers Herz zu besitzen, wollte sie auch die Krone mit ihm theilen.

Der Kaiser, erfreut seine Wünsche gekrönt zu sehen, ließ seiner Gemalin befehlen, den Pallast zu verlassen, die Zeichen der kaiserlichen

Würde abzulegen, und sich nie wieder vor ihm sehen zu lassen. Maria gehorchte freudenvoll, schrieb an den Kaiser, daß sie gern ihm zurückgebe, was sie von ihm erhalten habe, und ging mitten durch die Stadt in ein Kloster. Das Volk begleitete sie mit Thränen und beklagte laut ihr Unglück.

Der Kaiser drang unter den schrecklichsten Drohungen auf seine Ehescheidung. Maria selbst bat darum und nahm den Schleier. Der Patriarch gab nicht nach. Der Katechet trennte die Ehe und verband den Kaiser mit der geliebten Theodata. Alles geschah mit Unterstützung der Kaiserin Irene, welche darin eine stille Gewährung ihrer herrsüchtigen Wünsche fand. Das Volk sprach mit Verachtung von dem Kaiser. Er war zufrieden, seine Vermälte schien es auch zu seyn, und ihre Vermälung war eben so glänzend, als traurig.

Kaum zeigte sich die Hoffnung, die junge Kaiserin werde Mutter werden, so stieg ihr Einfluß auf die Staatsgeschäfte so sichtbar, daß Irene und der ihr ergebene Minister aufmerksam wurden. Der Kaiser mußte beschäf-

tiget werden. Er sollte gegen die Araber ziehen; es kam nicht zum Kriege. Er mußte die Provinzen durchreisen; das Volk empfing ihn freudenvoll. Theodata gebar einen Prinzen, der Kaiser war außer sich vor Entzücken, und eilte nach Konstantinopel. Bald aber ging er wieder zur Armee. Der Feldzug gegen die Araber lief nicht glücklich ab. Das Volk wurde unwillig, Irene und Storacius beschlossen, den Kaiser zu stürzen, der, vielleicht von seiner Gemalin verleitet, jezt wieder anfing, eigenmächtig zu handeln.

Konstantin sollte außerhalb der Stadt, wenn er nach St. Mamas gehen würde, ergriffen werden. Er wurde argwöhnisch, warf sich in eine Schaluppe und kam mit günstigem Winde glücklich zu Piles in Bithynien an. Als Irene dies erfuhr, war sie sehr verlegen und fürchtete ihres Sohnes Rache. Schon war sie entschlossen, einige Bischöfe an ihn abzusenden, um Gnade und ein anständiges Gefängniß für sie zu bitten. Storacius aber, der alles zu fürchten hatte, rieth ihr, dies nicht zu thun, sondern vielmehr durch Verschworne den Kaiser fest neh-

men zu lassen. Dies wurde mit der möglichsten Vorsicht und Geschwindigkeit bewerkstelliget. Der Kaiser wurde in der Nacht überfallen, nach Konstantinopel geführt, in den porphyrischen Pallast gebracht, und in eben dem Zimmer eingesperrt, in welchem er geboren war.

Irene suchte nun ihr Glück weiter zu verfolgen. Die Gefühle der Natur hatte sie längst unterdrückt. Ihre Sicherheit beruhte auf dem Tode ihres Sohnes. Nur der Thron war ihr Verlangen, und jedes Mittel, ihn zu besteigen, war ihr gleich. Kaum war Konstantin nach Konstantinopel gekommen, als auf Befehl seiner Mutter ihm die Augen ausgestochen wurden, und zwar in eben dem Zimmer, in welchem er seine Oheime hatte verstümmeln lassen. Einige Stunden nach der schmerzhaftesten Operation starb der Kaiser.

Irene theilte Geschenke aus und bestieg unter lauter Frohlocken (798) den Thron als Kaiserin und Alleinherrscherin.

Der Taumel des Volks ging vorüber. Das Blut ihres Sohnes grub Irenen ein unvergängliches Brandmal ein. Zwar wurde

der gemordete Kaiser nicht beklagt, aber seiner Mutter mochte auch keiner ergeben seyn; ihre Handlungen erregten nichts als Entsetzen.

Storacius sah durch seine Bemühungen das Zepter in der Hand einer Frau, die er beneidete und verachtete. Sie sollte nicht allein regieren; er selbst wollte seine Stirn mit dem Diadem der Kaiser schmücken. Die Verschwörung sollte eben ausbrechen, als Irene Nachricht von derselben bekam. Sogleich versammelte sie den Senat, hielt eine Rede mit der ihr eigenen Annehmlichkeit, und entsetzte ihren Liebling aller seiner Aemter und Würden. Bald darauf endete er sein Leben schnell in einem Verwahrungswinkel. Kaum vernahm man, er sey todt, als auch die Nachricht ankam, daß die Legionen in Kappadozien sich für ihn erklärt hatten, um ihn zum Kaiser auszurufen. Aetius, der neue Minister der Kaiserin, verzieh den Legionen in ihrem Namen zwar, ließ aber ihre Anführer hinrichten. Ueberall mußte Blut fließen, um die Wunden des schwachen Reichs mit so ungewissen Heilmitteln zu verbinden. Die Geschichte der Byzantinischen Monarchen und

Tyrannen ist ein ewig denkwürdiger Commentar zu des Dichters eben so wahrem als kraftvollem Ausspruch:

Wer blutig herrscht, geht blutig unter.

Aetius selbst aber war seiner Herrin nicht getreuer, als sein Vorgänger. Er suchte die Legionen zu gewinnen, und wollte seinen Bruder, von dem die Geschichte weiter nichts weiß, als daß er Leo hieß, auf den Thron setzen, um in seinem Namen zu regieren.

Irene aber fühlte es selbst, daß sie nicht lange mehr die Krone auf ihrem Haupte werde zu sichern vermögen, denn mit allen ihren Schätzen konnte sie die Byzantiner nicht wieder gewinnen, die, ohne zu wissen wie, von Aetius Freunden unters Joch gebracht worden waren. Sie suchte also auf eine andere Art sich zu sichern, und wenigstens nicht ihren Feinden den Triumph zu gönnen, ihr ein eben so arglistiges Spiel, wie das ihrige war, abzugewinnen.

Ueberall siegreich hatte Karl der Große eben seine zweite Gemalin Luitgart verloren, und zu Rom den Titel eines Kaisers vom Occident angenommen. Er herrschte und

wurde gefürchtet. Diesem Manne beschloß Irene ihre Hand anzubieten. Sie sendete Abgesandte nach Rom, dem Kaiser Glück zu wünschen, die Friedensverträge zu erneuern und unter der Hand ihm begreiflich zu machen, welch ein Glück ihn erwarte, um das ihrige, wo nicht zu gründen, doch zu befestigen.

Der glückliche Eroberer hatte zu viel Blut vergossen, sein Reich zu gründen, und ohne Schwertschlag war noch ein neues zu erhalten. Er hörte gefällig an, was ihm vorgetragen wurde, und gab die Versicherung, er fühle muthig sich genug, Irenens Ruhm von neuem zu verherrlichen und ihre Staaten glücklich zu machen; das heißt, auf eben die Art, wie es die waren, die er sich mit dem Schwerte unterworfen hatte. So sendete er, ohne vor den Lastern seiner Braut zurückzubeben, Abgesandte an die ruhmbegierige Herrscherin, die derselben seine Hand und mit derselben die Vereinigung beider Reiche antragen mußten.

Aetius, der erfuhr, was vorging, wendete alles an, die ihm so gefährliche Verbindung zu verhindern.

„Wie? — sprach er zu den Byzantinern; — dahin sollte es mit euch kommen? Durch die Ränke eines Weibes sollte euer Reich die Provinz eines Eroberers werden, dessen Herrsucht keine Grenzen kennt? Die ganze Welt will er beherrschen, und welch ein kleiner Punkt werdet ihr ihm dann seyn in dieser beherrschten Welt! Hier, in der alten Kaiserstadt, werden seine Satrapen thronen, und euer glänzender Hof wird verschwinden. Euer Adler wird den Galliern zufliegen, und mit sich nehmen wird sein Flug euern Handel, euere Schätze und den Reichthum eueres Bodens. Das habt ihr davon, einer Frau gehorchen zu wollen, die euch verrathen und verschenken will."

Diese Vorstellungen machten auf den Senat und das Volk tiefen Eindruck, aber Aetius Gegner sprachen:

„Selbst will er regieren, dieser stolze Hämmling. Ist es ehrenvoller, einem Verschnittenen, oder einer Frau zu gehorchen?"

Bald entstanden Partheien in Konstantinopel. Man wollte sich nicht dem Welteroberer, aber auch nicht einem Verschnittenen un-

terwerfen. Indem Irene ihren Thron befestigen wollte, hatte sie ihn selbst erschüttert. Sie sah von allen ihren ehemaligen Anhängern sich verlassen, und schrecklich sah sie sich mit ihrem erwachten Gewissen allein. Sie sah zu spät, daß man nie glücklich ist, wenn man sucht, durch Laster es zu seyn. Ein heftiger Gram warf sie aufs Krankenlager. Mit den Gesandten ihres ersehnten Bräutigams berathschlagte sie sich noch über die Mittel, ihre Herrschaft zu sichern, als die Empörung gegen sie losbrach, an deren Spitze ihr Reichskanzler Nicephorus stand, ohne eigentlich selbst recht zu wissen, wie er dazu gekommen war. Seiner Anspruchlosigkeit allein schien er es zu verdanken zu haben, daß man ihm lieber, als dem stolzen Verschnittenen, die Krone gönnen wollte.

An der Verschwörung selbst nahmen beinahe alle die Großen des Reichs Antheil, und an einem bestimmten Tage bemächtigte man sich der Thore des eleutherischen Pallastes, welchen die Kaiserin bewohnte, und nahm sie gefangen.

Den folgenden Tag zeigte Nicephorus sich dem Volke, ließ sich zum Kaiser ausrufen (801), begab sich in die Sophien-Kirche und empfing aus den Händen des Patriachen die Krone. Freudentrunken rief das Volk: Es lebe der Kaiser!

Dieser ging den Tag nach seiner Krönung zu der Kaiserin, sprach mit Ehrerbietung zu ihr, versicherte sie seiner Theilnahme und sagte wiederholt: er habe nur dem Willen des Volks nachgegeben, und selbst nie daran gedacht, sich Kaiser zu nennen. Sie antwortete:

„Nicephorus, du kennst mich, so wie das ganze Reich mich gekannt hat. Ich wollte regieren, und um meinen Zweck zu erreichen, waren alle Mittel mir gleich. Diesem mußte ich alles und alle aufopfern, selbst meinen Sohn. Wer mir schaden konnte, wurde entfernt. Du allein entgingst meiner Aufmerksamkeit und meiner Rache, um das Werkzeug meiner Bestrafung zu werden. Fürchte auch du die Strafe des Himmels, wenn du deine Gewalt mißbrauchst."

Der neue Kaiser dankte für die ihm gegebene, gutgemeinte Lehre, und fragte nach ihren verborgenen Schätzen, indem er ihr zugleich zu verstehen gab, daß von deren Auslieferung alle Gnade abhänge, die er ihr erzeigen könne. Zugleich versprach er ihr, ihr den Aufenthalt in dem eleutherischen Pallaste zu vergönnen, wo sie mit kaiserlichem Anstand ihr Leben beschließen könne. Doch drang er wiederholt auf die Auslieferung der Schätze. Sie fragte:

„Und wozu? Was werden dir die Schätze nützen? Meinst du Herzen damit zu gewinnen? Siehst du nicht, wie es mir gelungen ist? Erkaufte Seelen sind stets undankbar.“

Der Kaiser gab nicht nach. Sie sah sich gezwungen, ihm, was er verlangte, auszuliefern; doch ließ sie vorher ihn aufs Kreuz schwören, daß er ihr ihre Freiheit wiedergeben und stets als Kaiserin sie behandeln wolle.

Er schwur, empfing die Schätze und verwies die Kaiserin in ein Kloster, welches sie selbst auf einer Insel nahe bei Konstantinopel erbaut hatte, ohne zu ahnen, daß es einst der Ort ihres Aufenthaltes werden würde.

Mit prächtigen Geschenken sendete Nicephorus die Gesandten Karls zurück, und ein dauerhafter Friede wurde zwischen Beiden gestiftet.

Kaum hatte der neue Herrscher den Thron bestiegen, als er sich seinen Unterthanen in seiner wahren Gestalt zeigte. Sein unersättlicher Geitz plagte das Volk mit neuen Auflagen, und kein Bürger war sicher, wenn er Vermögen hatte. Er schonte selbst weder das Leben noch die Güter seiner Freunde, denen er sein Glück verdankte. Mit Entsetzen sahen die Byzantiner, daß ihr neuer Beherrscher alle Laster ihrer entthronten Beherrscherin und keine ihrer Tugenden hatte. Da wünschten sie sich das alte Laster zurück.

Dies erfuhr der Kaiser. Er besuchte die entthronte Kaiserin fleißig, und ließ sie endlich ganz unvermuthet, der damaligen rauhen Jahreszeit und ihrer körperlichen Schwachheit ungeachtet, auf ein Schiff bringen und auf die Insel Lesbos führen. Hier wurde sie in Mitylene eingesperrt und so genau bewacht, daß sie nur ihre Wächter zu sehen bekam. Dort starb

sie endlich, als sie kaum ihr ein und funfzigstes Lebensjahr erreicht hatte.

Nach ihrem Tode war das Reich nicht glücklicher, als bei ihrem Leben. Ihre Nachfolger waren weniger klug, als sie, aber eben so lasterhaft. Aus dem Abgrunde stiegen diese Menschenregierer auf, in den Abgrund mußten sie wieder zurück, wie so wahr der Dichter sagt:

Denn was dem Abgrund kühn entstiegen,
kann durch ein ehernes Geschick
den halben Weltkreis übersiegen,
zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
vergebens wird er widerstehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
sie müssen mit zu Grunde gehn.

---

# Philippa Catana.

„Als ich in meiner Jugend mich am Hofe des Königs Robert von Sizilien befand, erzählt der treffliche Boccacio *), habe ich von vielen angesehenen und wahrheitsliebenden Herren und edlen Männern erzählen hören die Geschichte der Philippa Catana, die ich den Lesern wieder erzählen will.

Als Roger, der Herzog von Kalabria, auf Befehl seines Vaters, Königs Karl II., ausgezogen war gegen Friedrich, der die

*) In seinem Werke: De casibus Virorum illustrium. Diese Erzählung hat Matthieu mit mancherlei Einschiebseln und Erweiterungen (Rouen, 1627) nacherzählt, woher sie in die Histoire des illustres Favoris (Leide, 1659) gekommen ist. — Ich habe mich an die Urschrift des Boccacio gehalten, und habe es versucht, dieselbe, so viel wie möglich, im Tone und der Manier des Originals meinen Lesern zu geben.

Insel Sizilien genommen hatte, mit großem Kriegsvolk, und eben im Feldlager zu Trepano lag *), gebar ihm daselbst seine Gemalin Violanta einen Sohn.

Da man nun eine Säugamme suchte für das Kind, fand man eine Wäscherin, ein schönes Weib, eines zierlichen, geraden Leibes, doch arm, die Frau eines Fischers, Philippa Catana. Diese wußte dergestalt die Gunst der Herzogin zu gewinnen, daß sie dieselbe bei sich behielt an ihrem Hofe, als auch das Kind gestorben war, unter ihren Frauenzimmern.

Desgleichen war am Hofe ein Mohr, Raimond Campanis genannt, den König Karl von den Meerräubern erkauft, aus der Taufe gehoben, und ihm seinen Namen gegeben hatte, und der war Küchenmeister, welchem Amte er gar wohl vorstand. Er wurde aber dabei reich, hielt seine eigenen Diener, kaufte Pferde und schönes Hausgeräth, war wohlgeehrt und hatte die Gunst seines Königs. Dieser nahm ihn aus der Küche, setzte ihn zum

*) Im J. 1299.

Aufseher über seine Kleiderkammern, und machte ihn zu seinem Kämmerling.

Indessen war Philippa Wittwe geworden. Da dachte die Herzogin, der Kämmerer wär wohl ein guter zweiter Mann für deine Kammerfrau. Das wurde nun an ihn gebracht, nach ihrem Sinne, und er war es zufrieden, begehrte doch zuvor mit stolzem Muthe die Ritterschaft. Diese erhielt er und ehelichte die ihm vorgeschlagene Braut. Da gab es unter den Hofleuten gar großen Spott, und sprachen dieselben: Sehet da den schwarzen Meerritter und die Wäscherin. Ein schönes Paar! Ein anderer sagte: Wie sehr sie auch waschen wird, wird sie ihn, als die geschickteste Wäscherin, doch nicht weiß bringen; und was nun so damals gesprochen wurde. So kam Philippa zu Ehren, zu ihrem Adel und allen ihren Widerwärtigkeiten.

Das habe ich, wie gesagt, alles von sehr glaubwürdigen Männern; Nun aber will ich erzählen, was ich selbst gesehen habe *).

---

*) „Sed quae fere viderim ipse, jam referam.“ Es war in den Zeiten der Freiheitsverwirrun-

Raimond hielt sich in seiner Ritterschaft gar löblich und wohl, in aller Gebür, und vollzog alle Befehle gar fleißig. Dabei nahm er gewaltig zu an Vermögen und Gut. So that auch Philippa, sein Weib, in ihrer Art und Weise.

Als nun Violanta todt war, trat sie in die Dienste der Donna Sancta, der Gemalin des Königs Robert, und verrichtete allerlei Waschungen, worinne sie Meisterin war, mit allem Fleiß, und war in allen Dingen dienstfertig, so wie's den Weibern wohlgefällt. Sie war nun gewohnt worden, wie an den Höfen man sich hält, war wohlerfahren in dem allen, hatte Jahre erreicht und ihre drei Söhne wohl erzogen. Deshalb erwählte sie die Königin zur Hofmeisterin ihrer Tochter Johanna, und ihr Mann ward über den ganzen Hof als königlicher Oberhofmeister gesetzt.

---

gen Boccaccio aus Florenz geflohen, und hielt sich damals zu Neapel am Hofe des Königs Robert auf, in dessen natürliche Tochter er sich verliebt hatte.

Das wollte keinem gefallen. Ein so niedrig geborner Mensch trug im Vorgang vor allen edlen Rittern dem König das Schwert vor, vertrat im Gericht den König selbst und sprach Recht. So will es das Glück. Wem es wohl will, den erhebt es kräftig und günstig, und macht ihn reich und gewaltig, wie und in welchem Stande er auch geboren sey.

So lebten beide Eheleute, vom Glück erhoben, mit ihren Kindern, hatten in aller Herrlichkeit ihre Güter, Schlösser, Rosse, viele Diener, schöne Kleider und was sie begehrten.

Als aber Raimond starb und zwei seiner Söhne nach ihm, maßte der dritte, Robert genannt, seines Vaters Amts sich an, zum Aerger und Verdruß des Hofes und der Ritterschaft.

Indessen aber wurde die Prinzessin Johanna an den Sohn des Königs von Ungarn, Andreas, vermält, welches aber eine gar schlimme Ehe wurde. Und da König Robert starb *) und seine Gemalin in ein Kloster

*) Im J. 1343.

ging, wurde die Sache immer schlimmer. Philippa beherrschte die Prinzessin gar sehr, welche, da sie nun Königin geworden war, ihren Sohn Robert, zu des Adels großem Verdruß, zum Marschall des ganzen Königreichs Sizilien ernannte. Philippa aber wurde männiglich als Königin geachtet und geehrt, ob sie gleich nicht diesen Namen führte.

Aber das Glück ist unbeständig und tückisch und schonte weder ihres Alters noch ihrer Person. Denn alles dasjenige, so dieser stolzen alten Frau eine Zeitlang vorbehalten war, wurde ihr jetzo schnell, in einem Augenblicke, mit schrecklicher Gewalt geraubt, daß all ihre vorige Zier ihr mehr zur Schande und Schmach als zur Ehre gerechnet wurde.

Denn als König Ludwig in Ungarn vernahm, wie sein Bruder so gar schmählich gehalten und verhöhnet wurde von seiner Gemalin und ihrem Hofe, wendete er sich an den Papst Klemens, und brachte es dahin, daß Andreas zum König von Sizilien gekrönt werden sollte.

Da verschwuren sich die Freunde seiner Gemalin gegen den armen König, rissen ihn des Nachts aus seinem Bette und erwürgten ihn *) zu Atella.

Als diese schändliche That bekannt wurde, lief das Volk zusammen und schrie: Rache! Rache! — Es galt das Leben vieler Menschen, und Philippa und ihr Sohn wurden auf die Folter gespannt und fragte sie hart des Mordes wegen. Man weiß nicht, was sie bekannt haben, doch hat man soviel erfahren, daß sie schuldig waren an dem Tode des armen jungen Königs **). Und so wurden sie bald darauf nackend auf einen Wagen gesetzt, gebunden mit Ketten an Pfähle, und so durch die ganze Stadt geführt, indem sie mit glühenden Zangen gezwickt wurden. Das war ein jämmerliches Schauspiel. — Philippa gab ihren Geist unter den Händen des Henkers auf, Herz und Leber wur-

*) Er wurde erdrosselt 1345.

**) Die Königin redete sich frei. Die Geschichte aber spricht hart gegen sie. Collenucci Historia Neapolitana. Basil. 1572.

den ihr aus dem Leibe gerissen und der Körper wurde verbrannt, ihr Sohn mit ihr.

Das war das schreckliche Ende der so hochgehobenen Philippa. Darum es ihr besser gewesen wär, das Glück hätte sie in ihrem Stande gelassen, wo sie vielleicht ehrlich als Wäscherin gestorben wär. Es trachte kein Mensch nach Dingen, die ihm nicht gehören, und bleibe, wohin er gehört."

# Louise von Degenfeld.

Louise war die Tochter eines Schwäbischen Freiherrn Martin von Degenfeld, der im dreißigjährigen Kriege zuerst unter Oesterreichischen Fahnen focht, nach Wallensteins Fall sich aber genöthigt sah, in Schwedische Dienste zu gehen, und nach der verlornen, unglücklichen Nördlinger Schlacht *) nach Strasburg zog. Hier wurde diese Tochter den 28. Nov. ihm geboren. Er lebte hierauf zu Paris, wo Louise ihre erste Erziehung bis in das Jahr 1642 bekam, und dann zu Genf, bis er in Dienste der Republik Venedig trat. Während er sieben Jahre in Dalmatien und Albanien focht, lebte seine Familie in Padua.

In diesem damals sogenannten neuen Athen erhielt Louise ihre Bildung, und

*) Im August 1634.

wurde der italienischen Sprache mächtig. Das Klima hatte Einfluß auf ihre Sitten, und ihre Empfindungen entfalteten sich unter dem Einflusse ausonischer Luft.

Nach dem allgemeinen Frieden ging ihr Vater auf seine Güter nach Schwaben zurück, und im sechszehnten Jahre ihres Alters *) wurde Louise Kammerfräulein bei der Gemalin des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz.

Diese Prinzessin, Charlotte, eine geborne Landgräfin von Hessen-Kassel **), hatte die Natur mit einer so starken Portion von eigensinnigen Launen begabt, daß es kaum möglich war, ihr noch etwas zuzulegen. Die Mutter selbst äußerte, als der Kurfürst um ihre Hand warb, sie zweifle, ob er mit ihrer Tochter glücklich seyn werde. Er aber schmei-

*) Im J. 1650.

**) Sie war geboren den 20. Nov. 1627. Ihre Mutter war Amalie Elisabeth, jene hochherzige und vortreffliche Fürstin, deren Leben eine Kette von großen und edlen Handlungen war. Die Leser des Pantheons kennen diese Fürstin aus dem 4. Bde. S. 165.

chelte sich, ihre Liebe zu gewinnen, und wagte, was so viele schon mit gleichen Hoffnungen, aber sehr ungleichem Erfolge gewagt haben. Daß er sich getäuscht hatte, lehrte der Erfolg. Seine Gemalin ergab sich ihrem Eigensinne und ihren üblen Launen so sehr, daß davon allgemein gesprochen wurde. Ja, als sie starb, sagte ihre Schwägerin, da man sie in den Sarg zu legen Anstalten machte: „Das wird wohl das einzigemal seyn, wo man sie ankleiden wird, ohne daß sie zankt oder um sich schlägt.“ — Selbst ihr Testament enthielt, z. B. statt Legaten, Unwillen, welchen sie einigen von ihrer Dienerschaft vermachte, mit dem Befehl, nach ihrem Tode darüber zu weinen. — Es ist zu zweifeln, daß dieselben diesem Befehle nachgekommen seyn werden, so ernstlich er auch gegeben wurde. Herrsüchtige Naturen glauben auch noch herrschend über das Grab hinaus wirken zu können, so eingewurzelt ist bei ihnen der Gedanke und die Ueberzeugung, daß das so seyn müsse. Arme Sterbliche! Ueber euer Grab kann sich von euch nichts erheben, als euere Tugend.

Bei dieser Prinzessin war Louise Kammerfräulein, das heißt, bei der Beschränkung der damaligen Dienerschaften der Fürstinnen, so ziemlich die erste Instanz des Ausbruchs der Launen ihrer Gebieterin, und es ist zu glauben, daß ihre Stelle ihr nicht zu mißgönnen war.

Der Gemal der Kurfürstin, von mütterlicher Seite, ein Engländer, oder auch bedeutender gesagt, ein Stuart *), in England erzogen, geboren mit ganz sonderbaren Eigenheiten, gebieterisch, aufbrausend und selbstherrschend, oft auf gar wunderbare Art, war ganz und gar nicht der Mann einer solchen Gattin. Wer kann sich wundern, daß unter dergleichen Umständen endlich geschehen mußte, was wirklich geschah?

Sieben Jahre lang hatte Louise ertragen, was sie ertragen mußte, und nur ihren

---

*) Seine Mutter, Elisabeth, eine Tochter K. Jakobs I., war die Gemalin des unglücklichen, zum Böhmischen König gewählten, Kurfürsten Friedrichs V., eine Mutter von 13 Kindern. Starb 1662.

Geschwistern entdeckte sie in Briefen, was sie zu dulden und zu leiden hatte; denn ihre Eltern waren indessen gestorben, und sah sich endlich genöthiget, ihren Abschied zu fordern. Sie erhielt ihn nicht. Sie wiederholte mehr als einmal die Bitte um ihre Entlassung; die Kurfürstin hatte sie nun einmal zur geliebten Zielscheibe ihrer Launen erwählt, und mochte und wollte dieselbe nicht verlieren. Launen erzeugen Eigensinn, und dieser gebiert Unglück. Hätte die Fürstin das Fräulein entlassen, es wäre vielleicht nicht geschehen, was geschah. Die Menschen wissen sich nie in sich selbst zu finden, und selten verstehen sie die Winke des Schicksals.

Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß Louise, entweder selbst oder durch andere, den Kurfürsten aufmerksam machte auf das, was ihr geschah. Vielleicht sah er es auch selbst. Dazu kam noch, daß Louise mehr als einmal Zeugin verdrüßlicher Ehestandsszenen seyn mußte, oft auch zur Friedensstifterin gebraucht wurde. Dies alles führte unmerklich eine Annäherung herbei, welche eben so ungesucht kam, als sie ganz natürlich kommen mußte.

Das Fräulein mußte leiden; der Kurfürst litt auch; beide gestanden es sich vielleicht, in Blicken, mit Worten, Seufzern, und die Sympathie trat in ihre Rechte ein. Vertrauen schenkt mittheilendes Gegenvertrauen; dieses erregt die Empfindungen zur Theilnahme, diese weckt Freundschaft, und Freundschaft zwischen Mann und Weib gebiert Liebe, man stelle sich dabei auch an, wie man wolle. Es giebt wohl nur Wenige, welche diese Erfahrungen nicht gemacht haben.

Es war also ein gemeinschaftliches Leid zu ertragen, und es wurde ertragen.

Einst aber, zu Anfang des Jahrs 1657, kam es zu einer so heftigen Unfreundlichkeit der Fürstin gegen ihr Kammerfräulein, daß Louise durchaus auf ihre Entlassung bestand. Sie hatte ihrer jüngern Schwester, an einen Hrn. von Liebenstein verheirathet, geschrieben, und diese kam, sie abzuholen. — Damals war die Dulderin 22, der Kurfürst 40, die Kurfürstin 30 Jahr alt. Jugendliche Uebereilungen konnten nicht Statt finden, Ueberraschung konnte nicht ins Spiel kommen, die Ueberlegung trat allzusichtbar auf. Zeit war nicht mehr zu ver-

lieren, der Kurfürst mußte sich entschließen, mit seiner Gemalin selbst über ihr Benehmen gegen das Fräulein zu sprechen. Er ging zu ihr und bat sie, Louisen entweder zu entlassen, oder dieselbe (nach damaligem Ausdruck) christfürstlicher zu behandeln. — Daß es dazu kommen würde, wozu es wirklich kam, war vielleicht voraussehend berechnet. Das Ungewitter brach so ungestüm über den Vorbitter aus, daß der Lärm durch die Thür bis ins Vorzimmer drang, in welchem sich (wenn nicht auch berechnet) zum Unglück bereits der ganze Hof versammelt hatte. Man denke sich die Gesichter!

Als der Kurfürst das Zimmer seiner so hoch entrüsteten Gemalin verließ, erblickte er unter den Zuhörern des über ihn ergossenen Strafstroms auch Louisen, nahte sich ihr und sprach ganz laut:

„Die Krankheit scheint unheilbar zu seyn. Es werden sich aber andere Mittel finden. Habt Geduld, und verlaßt Euch auf meine fürstliche Protektion."

Schwerlich wird es zu wagen seyn, zu glauben, daß das nicht alles vorher von dem

Kurfürsten überlegt und berechnet worden war. Darum mußte es im Gemach laut werden, damit es im Vorzimmer auch, wiewohl auf gefälligere Art, auch laut werden konnte. Die öffentliche Schutzerklärung sollte Louisen öffentliche Beruhigung geben, der die geheime dann nachfolgen mußte; denn eine freiwillige Ergebung schien er, vielleicht durch Erfahrungen belehrt, nicht so ganz gewiß zu hoffen zu haben.

Jedoch die ergriffenen Mittel schienen nicht sogleich wirken zu wollen. Louise empfand schmerzhaft, wie sehr durch diese Szene ihr guter Name gekränkt worden war, und suchte alles wieder in das gehörige Gleis zu bringen. Selbst die Höflinge mußten ihre Zurückhaltung für ungeheuchelt erkennen, und ihre Entfernung suchte sie mit Anstand zu bewirken. Sie ließ es den Kurfürsten fühlen, daß es auch fürstliche Beleidigungen gebe, die man allenfalls unverzeihlich finden könne. Einen gleich edlen Stolz zeigte ihre Schwester.

Der Kurfürst konnte nicht stehen bleiben, wohin er sich, obgleich mit Ueberlegung, selbst gestellt hatte. Er mußte weiter gehen. Des-

halb griff er, wie er in wichtigen Fällen zu thun pflegte, weil er derselben mächtig zu seyn glaubte, zur Feder*), und schrieb einen sehr langen Brief (denn zuweilen und in eigenen Angelegenheiten konnte er nicht umständlich und weitläufig genug seyn) an die beleidigte Schöne. In demselben sagte er wahr-

*) In einem Halbromane hat man die lateinischen Briefe, welche Aeneas Sylvius seine verliebte Lukretia und ihren liebhabenden Curiales an einander schreiben läßt, aufgenommen, und läßt den Kurfürsten und Louisen in lateinischer Sprache mit einander korrespondiren. Der Verfasser des Büchleins: La Vie et les Amours de Charles Louis, Elect. Palatin.; Cologne 1692, übersetzte dieselben ganz auf eigene Art ins Französische. In dem ganzen Romane ist nicht viel Wahres. Des Fräulein Geschlechtsnamen schreibt der Verfasser beständig d'Eguenfeld, und nennt sie durchgängig ganz falsch Marie Susanne. Hofmannswaldau läßt in seinen Heldenbriefen Louisen auch mit ihrem Liebhaber korrespondiren, und sie unter andern ihm schreiben:

Nur vom Altare gehn die Staffeln in mein
Bette,
Und durch die Kirche kommt man in mein
Schlafgemach.

haft demüthig: „Er bitte die ihr zugefügte Beleidigung ihr ab. Es sey eine Unbesonnenheit gewesen, welche er damit zu rechtfertigen sucht, daß er vorgiebt, er habe geglaubt, sie leide um seinetwillen. Sich deshalb zu entschuldigen, habe er ihr schon einen Brief in die Hand gedrückt, den sie aber geflissentlich habe zur Erde fallen lassen. Er schreibe ihr also zum zweitenmal, bekenne, daß er gefehlt habe, wünsche, daß sie selbst ein Mittel angebe, wie er alles wieder gut machen könne, und bitte, ihm dieses zu eröffnen. Er erbiete seine Person zum Opfer ihrer Genugthuung. Sie möge bedenken, wie viel er bei dem leidigen Auftritte habe über sich ergehen lassen müssen. Wolle sie sich aber auf eine andere Art rächen (etwa entfliehen), so bitte er sie zu bedenken, welch ein Aufsehen dieser Schritt erregen müsse, und zu bemerken, daß bei solchen Gelegenheiten ein Mädchen in den Augen der Welt am meisten zu verlieren wage, wenigstens dabei nichts gewinnen könne u. dergl. m." — So herablassend die Epistel zu seyn scheint, so

gebieterisch ist sie zugleich, alle Warnungen sehen Drohungen gleich, und konnten mehr in Verlegenheit setzen, als beruhigen.

Warum Louise, nach dem allen was vorgegangen war, noch blieb? — Wer wagt dies zu beantworten, ohne gestehen zu müssen, daß des Kurfürsten Winke ihr doch bedeutend genug wurden, um zu glauben, es sey recht gut möglich zu bleiben?

Indessen erklärte der Kurfürst seinen Vertrauten: er lebe schon lange mit seiner Gemalin in großer Unzufriedenheit, und glaube hinreichende Gründe zu haben, sich von ihr scheiden lassen zu können. Er habe Louisen, bei welcher er alle Tugenden und Eigenschaften einer vergnügten Ehe zu finden hoffe, sein Herz und seine Hand angeboten." Seine Räthe, welche keinen andern Rath als den, welchen er haben wollte, geben durften, wurden zu Rathe gezogen, und einige Schriftsteller mußten die Federn spitzen, über das Erlaubliche seines Wunsches zu schreiben, was der Kurfürst geschrieben haben wollte. Es wurden von Universitäten Responsa eingeholt. Sie fielen aus, wie man sie wünschte.

Alles dies konnte Louisen nicht verborgen bleiben, — und sie blieb; das Hofgeheimniß blieb kein Geheimniß mehr, und die überraschte Geliebte, die, wie es schien, sich eben auf diese Art überraschen lassen wollte, fragte ihre Anverwandten: was sie thun solle? — Was geschah, geschah zu Heidelberg auf dem Schlosse unter den Augen der Kurfürstin, und sie wußte nichts davon.

Endlich kam sie, von ungefähr oder absichtlich, in das Zimmer der Degenfeld, und erblickte in demselben ein frei dastehendes, offenbar ganz absichtlich dahin gesetztes, versiegeltes Kästchen. Ohne zu zaudern, erbrach sie dasselbe und fand darin drei Ringe, zwei Haarnadeln von Diamanten und einen förmlichen Verlobungsbrief ihres Gemals mit Louisen, welchen sie als ihren Scheidebrief ansehen konnte. Mit zitternden Händen entfaltete sie das Papier, und las:

Ich, Karl Ludwig, Pfalzgraf, Kurfürst, gelobe und verspreche kraft dieses, die Freiin Louise von Degenfeld, so lange Dieselbe oder Ich lebe, beständig und getreulich, und über alles zu lie-

ben, zu ehren und zu halten, wie ein Mann seiner Frau zu thun schuldig. Dessen zu Urkund habe ich dieses, wissentlich und mit gutem Bedacht, mit eigener Hand geschrieben und unterschrieben, und mit meinem gewöhnlichen Petschaft gesiegelt.

Karl Ludwig.

Höchst wahrscheinlich ließ der Kurfürst, dem die Zeit der Entwickelung zu lang wurde, diesen Zankapfel selbst an Ort und Stelle bringen, und seiner Gemalin einen gutgemeinten Wink davon geben. So geschah, was geschehen sollte.

Die Kurfürstin war außer sich und schrie laut auf. Sogleich trat der Kurfürst, welcher sich in der Nähe befunden haben mußte, herbei, entriß seiner Gemalin ihre Beute, und händigte dieselbe Louisen ein. Diese bat um ihre Entlassung, und der Kurfürst gab Befehl, sie sogleich auf das Lustschloß nach Schwetzingen abzuführen.

Dies erfuhr ihr ältester Bruder, Ferdinand, schrieb an den Kurfürsten, forderte seine Schwester zurück, und drohte seine Zu-

flucht zur Publizität zu nehmen. Der Kurfürst ließ sich herab, ihm was er nur wußte Schönes zu schreiben, und bat ihn, seine Schwester nicht in dem sie erwartenden Glücke zu stören. Jener drohte fort, und der Kurfürst ließ Louisen über den Rhein nach Frankenthal bringen. Niemand durfte zu ihr, als ihre Schwester, die jetzt verwittwete von Liebenstein, welche, mit dem Kurfürsten einverstanden, es übernahm, ihren Bruder zu belehren und zu bekehren, und zwar mit so gelehrten Gründen, daß dieselben schwerlich aus ihrer eigenen Feder geflossen waren. Der arme Bruder war blind, mußte alle Briefe sich vorlesen lassen, und wurde nun auch stumm.

Der Kurfürst unterhielt sich schriftlich mit seiner Geliebten, und meldete ihr u. a. auch:
„Meiner Gemalin hat es gefallen wol„len, einen Fußfall vor mir zu thun, „ich aber ließ ihr sagen: Jetzt sey es „zu spät. Das sieht meine Louise „selbst ein. Zurückgehen kann ich nicht. „Als Christ vergebe ich ihr, sonst aber „begehre ich nicht mit ihr zu leben.

„Ich werde auf Rechnung der „christlichen Liebe meine Andacht „verrichten (d. i. zum heiligen Abend„mahl gehen), die eheliche Liebe „aber ganz ausgeschlossen."

Noch immer aber hegte Louise Bedenklichkeiten, und um auch diese zu heben, bequemte der Kurfürst sich endlich dazu, dieselben durch den Kirchengebrauch zu heben. Er wiederholte nämlich mündlich vor ihrem lutherischen Beichtvater die Ursachen und Gründe seiner selbst unternommenen Ehescheidung und seinen Entschluß, sich ehelich auf immer mit Fräulein von Degenfeld zu verbinden. Auf diese Erklärung ertheilte der würdige Beichtvater seinem Beichtkinde die Absolution, reichte ihr das Abendmahl, und die nun ganz beruhigte Louise gab unter den Segnungen ihres Seelsorgers, jetzt nichts mehr befürchtend und gleichsam gestärkt, dem Kurfürsten ihre Hand *).

*) Den 6. Januar 1658.

Der Liebhaber war am Ziele seiner Wünsche, Louisens Bedenklichkeiten waren beseitiget und allen war geholfen. Aber Mühe hatte es gekostet.

Louise erhielt nun zu Schwetzingen einen eigenen Hofstaat, und wurde daselbst den 15. Octob. von ihrem ersten Sohne entbunden, welchen der Kurprinz aus der Taufe hob, und ihm seinen Namen Karl Ludwig beilegte.

Der Kurfürst bestätigte von neuem die bereits im vorigen Jahre ausgestellte Ehescheidungsurkunde, aber die Kurfürstin blieb in Heidelberg, nicht ohne Verlegenheit ihres Gemals. Daher, als er nach Frankfurt zur Kaiserwahl reisen mußte, gab er dem Burgvoigt, dem Forstmeister Obernheimer, zu Schwetzingen gemessene Befehle, verproviantirte das Schloß und legte Besatzung in dasselbe, ihm das so mühsam eroberte Vließ zu bewachen und zu bewahren und den Abgott seines Herzens *) gegen jede Gefahr zu schützen.

---

*) So schließt der zärtliche Fürst einen seiner Briefe an Louisen: „Cosi vivete sicura e felice,

Zugleich erhielt der getreue Hüter dieses Kleinods die Weisung, sollte der Kurfürst etwa unvermuthet sterben, Louisen sogleich nach Heilbronn, oder wohin sie selbst verlangte, zu bringen. — Die Kurfürstin, welche nun wohl sah, daß sie nichts Erfreuliches zu erwarten hatte, ging zu ihren Anverwandten nach Kassel, und kam, so lange ihr Gemal lebte, nicht wieder nach Heidelberg zurück.

Während der Kurfürst sich zu Frankfurt auf der Kaiserwahl befindet, wollen wir eine von ihm entworfene Charakterschilderung seiner geliebten Louise hören.

„Ich habe, — sagte er — in ihren sittsamen, stillen, geduldigen, von allen Affekten, Eitelkeiten und Ueppigkeiten entfernten Humor und in ihre Sitten das feste Vertrauen gesetzt, meine Gemüthsruhe zu finden, so wie auch sie in solcher Eingezogenheit und allein in Sachen, so eigentlich in solchen Sachen, die zum Haus- und Ehestand gehören, ihre Glückseligkeit sucht. Darin besteht die Ruhe und

---

e pensate che vi fa l'idolo del suo core e l'anima della sua contentezza."

das Vergnügen des ehelichen Lebens; das Gegentheil aber, nicht nur in Unkeuschheit des Leibes, sondern auch in einem solchen Betragen, welches zwar nicht gerade diesen harten Namen verdient, aber doch den Weg dazu bahnen kann, und sowohl dem Weibe als dem Mann schimpflich ist *). Ich würde zu tadeln seyn, daß ich mir nicht zu einer zweiten Gemalin eine Person gleichen Standes und von mächtiger Verwandtschaft gesucht habe, wenn ich nicht meine Zufriedenheit eher auf diese Weise zu erlangt gemeinet hätte, da meine in der Stille auferzogene Louise sich leichter zu einem solchen mir gefälligen Leben, als eine andere, bequemen wird."

Unstreitig gehört es zum wichtigsten Beleg der bescheidenen und zufriedenen Gemüthsart Louisens und ihres anspruchlosen Charakters, daß erst im zehnten Jahre ihrer Verbindung an eine Standeserhöhung gedacht wurde; und das kam wohl daher, daß man

---

*) Seine Gemalin soll in Sittsamkeit bei ihrer Bekleidung gefehlt haben.

sich fragte: Wie sollen nun die Kinder heißen? Die Mutter wurde bisher Signora genannt.

Nach mancherlei gemachten und verworfenen, geforderten und geprüften Vorschlägen wurde die geliebte Schöne zur Raugräfin erhoben, und ihre Kinder zu Raugrafen der Pfalz. Jedoch eine Grafschaft selbst zum Einkommen, aus Domainen etwa für die Kinder zu gründen, dazu ist es bei der Unentschlossenheit und Fahrlässigkeit des Pfalzgrafen in dergleichen Dingen nie gekommen.

Binnen zwanzig Jahren dieser forcirten Ehe gebar Louise ihrem Gemal acht Söhne und vier Töchter, und wie es eben in einer Ehe und mit einer Ehegattin überhaupt seyn muß; es läßt sich von beiden gar nichts erzählen, das Wenige ausgenommen, was der Kurfürst sich selbst notirte, wie wir hören werden.

Louise lebte für ihren Gemal, um Kinder zu zeugen, dieselben zu erziehen, zu pflegen und zu warten, sich ihres Heranwachsens zu erfreuen, und ihrem Vater, wenn er sie besuchte, von seinen Regierungsgeschäften ausruhend, mit lächelnder Miene entgegen zu

kommen. So selten dies alles war, so ziemend war es auch. — Louisens Briefe und Tagebücher zeigen, daß es während der langen Dauer ihrer Ehe nur einzelne vorübergehende sogenannte Schmolltage in derselben gegeben hat. — Der Himmel kann nicht immer ohne Wolken seyn, und so auch der Ehehimmel, in welchem sich der Herr Ehegemal recht wohl befand, ob er denselben sich gleich selbst errichtet hatte. Es war ein Glück für ihn, bei seinen Begriffen von so etwas, auf eine solche Himmelsgefährtin zu stoßen. Anderen ist es bei ähnlichen Veranstaltungen nicht so gut gegangen. Und es wär in dieser seltenen Ehe vielleicht nicht einmal zum Schmollen gekommen, wär der Kurfürst nicht ein Mann gewesen, der alles, was außer ihm lag, nicht gewöhnlich gar zu ernsthaft nahm.

Einst war von Trauungsceremonien die Rede, und Louise bemerkte, daß einige dieselben Begräbnißfeierlichkeiten der Liebe genannt hätten. Zum Unglück erinnerte der Kurfürst sich, wie schwer ihm diese, nach seinen Grundsätzen nur für

das Volk erfundene, Formalität angekommen war. Sogleich ließ er anspannen, und fuhr ohne Abschied davon. Louise erschrack, sendete ihrem gebietenden Herrn ein Brieflein nach, welches eine reumüthige Abbitte enthielt, und — es wurde alles wieder gut.

Der Kurfürst, wie er zu glauben schien, mit Salomonischer Weisheit begabt, hatte bisweilen solche Anwandlungen von Mißmuth, Jähzorn und Eigensinn, daß seine beliebtesten Räthe und Diener sich oft gar bitter zu beklagen hatten. So z. B. hatte er sich einen Unterschied der Vergebung vor dem Gebrauch des Abendmahls gar fein ausgedacht, wenn er erklärte, einigen seiner Diener mit, andern aber ohne Vorbehalt zu verzeihen *). Bei solchen Launen und Erklärungen also hatte Louise gewiß viel theuer erkauftes Eheglück, wie man leicht begreifen kann.

Im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters starb Louise **) unter ihren Kindern, mitten in dem morgenländischen Harem, in

---

*) Moser patriotisches Archiv. 4. B. S. 501.

**) Den 18. März 1677.

welchem ihr Gemal sie hielt. Als sie ihrem eilften Wochenbette entgegen sah, schrieb sie ihrer Schwester *) sehr bedeutend:

„Es ist mir sehr bange, ohne daß ich weiß, warum. Geht es mit meiner Entbindung glücklich, so habe ich Ursache, Gott zu danken, geht es anders, so komme ich viel Elends los. In diesem Fall traure nicht; denn auch nur durch Vergießung einer einzigen Thräne würdest du an Gott dich versündigen. Ich hebe vielmehr meine Hände auf, und sage: Lobe den Herrn!"

Der Tod seiner Geliebten machte den Kurfürsten außerordentlich verlegen und wehmüthig. Aber auch selbst in diesen Augenblicken blieb er so eigen wie möglich. Er setzte sich nieder, ergriff die Feder, und entwarf eine völlige Ehestands-Abrechnung. Er stellte seinen Leiden und Freuden seine Trostgründe entgegen, und rief aus: „Herr, laß mich nicht!"

Hier ist das ganze Aktenstück:

---

*) Schon im December 1670.

I.

Was mich bei der seligst Verstorbenen, meiner Herzallerliebsten, Lebzeiten getröstet:

Ihre Schönheit, Sauberkeit, Anmuthigkeit (wenn sie gewollt), Devotion, ehrbare Sitten, Liebe, Sorge und Mühe für ihre Kinder;

Daß sie deren so viel gesunde und wohlgestaltete auf die Welt gebracht;

Gute Zucht, soviel als möglich, bei ihren Bedienten gehalten;

Große Demuth, Geduld, dabei Resolution und Courage in den erstern und letzteren Zeiten unserer Bekanntschaft;

Daß sie selbst erkannt, daß ich mein Aeußerstes, und noch mehr als sie werth wäre, an ihr gethan; Noch weiter, nach aller Möglichkeit habe thun wollen, auch, so viel möglich erwiesen;

Daß, wenn sie mir in etwas mißfallen, ich ihr das gesagt, sie es erkannt und bereuet, ich alles wieder vergessen, und meine Liebe und Vorsorge nicht von ihr abgezogen habe, zum Trotz aller ihrer und meiner Feinde;

Daß ich ihren Stand und ihr Wohlleben so weit gebracht;

In Summa, daß ich, was zu ihrer und ihrer Kinder Accommodation, Erhaltung Ihrer Gesundheit, auch ihrer Dienerschaft Wohlleben gehört, nichts gespart habe.

## II.

Was mich gegrämt während solcher Zeit:

Daß sie mit ihrem Zustand und ihrer Lebensart nicht immer zufrieden gewesen *);

Mir nicht immer gefolgt;

In den ersten Jahren ziemlich kaltsinnig sich gegen mich bezeigt und in der Conversation zurückgehalten;

Meinem Rath nicht in Allem gefolgt, und oft ungeduldig gewesen;

In etlichen bösen Gewohnheiten **) mir mißfallen;

---

*) In einem Paradiese lebte sie wirklich nicht. Und die illustren Launen ihres Geliebten!

**) Diese hätte er doch nennen sollen.

Daß sie etlichemal unnöthigen Argwohn gehabt *).

Auch gemeinet, ihre Bedienten müßten von ihr allein dependiren;

Zuweilen etwas von mir verlangt, daß ich der Billigkeit nach nicht gekonnt; deswegen sie sich erzürnet und betrübt;

Item der Tod fünf mit Ihr gezeugten lieben Kinder **), und ihre eigene unterschiedliche Melancholie ***).

---

*) Je nun! — Und war das nicht auch ein Beweis von Liebe?

**) Was konnte Louise dazu?

***) Das war wohl kein Wunder. Eingesperrt mit ihren Kindern, nichts erfreuliches gesehen, als ihren Sultan, weder als Gemalin des Kurfürsten gegolten, noch von ihren Freunden sonderlich geehrt, ihre Unbedachtsamkeit selbst fühlend, und gekränkt von der stolzen Gemalin des Kurprinzen, von welcher der Kurfürst in einem Briefe vom 27. Jul. 1682 selbst sagte: „Ihr Humor besteht darinne, daß sie hoch gehet, und eben das hasse ich in den Tod.“ Moser Patriot. Archiv 11. B. S. 419. Man sieht eben, daß an der ganzen Geschichte alles so sonderbar war, wie der Entrepreneur derselben selbst.

## III.

Was mich nach ihrem Tode tröstet, ist:

Daß ich keine Müh, Wartung, Medicin und Mittel gespart;

Daß sie während ihrer Krankheit ihre Liebe und ihr Vertrauen auf mich gesetzet; sonderlich als ich sie gefragt: Ob sie etwas auf dem Herzen hätte, so sie grämte, und ob ich ihr helfen könnte? Sie gesagt: „Es gräme sie nichts, als daß sie mir nicht hätte genugsam gefallen können. Aber sie habe das feste Vertrauen, ich würde als ein treuer Vater an ihren Kindern handeln*). Und nachdem ich Sie versichert, daß ich sowohl jenes, als alles, womit Sie mich etwa in Lebzeiten betrübt, jederzeit wieder vergessen und mir aus dem Sin-

---

*) Und doch starb er darüber, ohne nur ein Besitzthum für seine Kinder gegründet zu haben. Er starb den 20. August 1680 unter Gottes freiem Himmel in einem Garten zu Eddingen, zwei Stunden von Mannheim. Die Schwestern des Erblichenen sorgten für die Kinder, und sein Nachfolger that endlich auch etwas für dieselben.

ne geschlagen, auch der Kinder als ein treuer Vater mich annehmen würde, und daß Sie oft verspürt, daß die Commiseration *) bei mir alle andere Empfindlichkeit übertreffe, daß Sie, sage ich, mit dieser meiner Gegenbezeugung und Versicherung zufrieden seyn, theils mit Worten, theils mit Zeichen bis auf ihren letzten Athem, bis dahin sie ihren Verstand behalten, bezeugt hat;

Daß Sie sich auch bei den geistlichen Mitteln ebenmäßig bis auf den letzten Athem, in allen ihren großen und langwierigen Schmerzen, so getrost und andächtig bewiesen;

Auch nach so viel erzeugten Kindern hätte kränklich werden, kranke Kinder auf die Welt bringen, auch mehreres Unglück in diesen bösen Zeiten an mir und ihren Kindern hätte erleben können.

---

*) Welch ein Wort! In der That scheint Louise von ihrem Geliebten, zu Befriedigung seiner Gier, nur wie eine Zuchtmutter betrachtet worden zu seyn.

## IV.

Was mich bei und nach ihrem Tode grämt, und, wenn Gott, die Zeit, ihre lieben Kinder, nächsten Freunde, vernünftige Leute, meine Sorge für meinen Staat und meine Kinder mich nicht tröstet und erhält, bis in den Tod grämen wird:

1) Die Ermangelung alles des Gedachten durch ihren Tod;

2) Daß derselbe nicht hat noch etliche Jahre verzögert werden können;

3) Daß ich mir ihre Krankheit nicht so gefährlich dachte;

4) Daß ich ihr nicht genugsam zugeredet;

5) Die jüngsten Kinder noch nicht bedacht habe;

6) Daß sie selbst nicht erlebt, daß die raugräflichen Güter ihr übergeben würden;

7) Daß nicht wenigstens eine von ihren Töchter verheirathet worden;

8) Daß ich aus Unwissenheit, wie viel Krankheit sie auf sich gehabt, mich nicht traurig genug während derselben gegen sie bezeugt;

9) Daß ich nicht gleich anfangs dazu gethan habe;

10) Daß ich nicht eher ihr die Luft habe verändern und Bewegung machen lassen;

11) Daß ihre drei kleinsten Kinder nun mutterverlassen sind;

12) Daß ich sie nicht völlig habe contentiren können, auch vergessen habe, sie um Verzeihung zu bitten, wenn ich ihr etwas zuwider gethan hätte;

13) Sie auch durch den Tod meine Betrübniß und das Gute, das ich an den Ihrigen thun werde, nicht percipiren kann, und nur das passirte hat mit sich nehmen mögen.

Dieses sonderbare Dokument der kurfürstlichen Liebe werden die Leser selbst zu würdigen wissen.

Die Ueberreste der geliebten Louise wurden in der Friedrichsburg zu Mannheim beigesetzt, wo der Kurfürst eine Kirche zur gemeinschaftlichen Verehrung aller christlichen Religionspartheien erbauen und den Tempel zur heiligen Eintracht nennen wollte.

Ihr Leichenbegängniß wurde unter großer Begleitung bei Fackelschein gehalten, und die Funeralien wurden sehr schön gedruckt. Der Kurfürst selbst besang ihren Tod, und ließ eine Münze auf sie prägen, auf welcher sich ihr Bildniß befindet *), in welchem nichts von ihrem bisher geschilderten Charakter liegt.

Noch stehe hier das kurfürstliche Leichengedicht:

*) Die Münze steht abgebildet in Köhlers Münzbelustigungen, 2. B. S. 25. Auf derselben heißt Louise nicht Gattin, sondern Geliebte (Dilecta) des Kurfürsten.

Blutschweiß der verwundeten Herzen
Beitzen diesen Körper ein;
Balsama unwürdig seyn,
Diese reine Haut zu schwärzen.

Tugendhafter Seelenkaste
Ungefärbtes Fleisch und Blut
Leidet nur, daß Liebesglut,
Die unsterblich, euch betaste.

Eilt euch dann, adliche Träger,
Zu versetzen in die Ruh,
Was verweslich ist. Dazu
Dienet nur gewölbtes Lager.

Aber das unsterbl' Wesen
Trotzet Haß und Neids Gefahr,
Groß und kleiner Feinde Schaar,
Nun es ist vom Leib genesen.

J. B. L. U. T. A. S. S. V.
B. J. T. K. L. P. K.

Diese Buchstaben sollen heißen:

In Betrübniß, Leid und traurigem Andenken seiner selig Verstorbenen betrauert ihre Tugenden Karl Ludwig, Pfalzgraf, Kurfürst.

# Agnes Bernauerin.

Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernst von Baiern-München, geboren im J. 1401, wuchs heran in aller Kraft und Stärke der Ritterschaft, kampf- und streitlustig wie der waffenlustigste Fürst seiner Zeiten. Noch entschied damals das Faustrecht, und die gesegneten Früchte des Friedens blühten und reiften nur spärlich. Gewalt schlichtete alles, und der Krieger stand kühn über allen Ständen oben an.

Von den Weibern, der Geistlichkeit zur Erziehung übergeben, die ihm etwas Religion und einige andere Kenntnisse beizubringen suchten, sehnte sich Albrecht bald nach anderen Umgebungen, und wurde an den Hof seiner Muhme, der Gemalin des vormaligen Königs Wenzel geführt, wo er die Böhmische Sprache erlernte, Unterricht erhielt in der

Musik und in den ihm so sehr gefallenden Waffenspielen.

Er war ein schöner, kluger Jüngling, und sein gefälliges Benehmen gewann ihm die Herzen aller derer, die ihn kannten und um ihn waren. — Das vernahm seine Mutter mit Entzücken, und schenkte ihm, nebst andern Besitzungen, auch die Grafschaft Voheburg.

Nun rief sein Sinn den jungen Fürsten ins Feld. Er kämpfte gegen die Hussiten ruhmvoll und zur Freude seiner Anverwandten. — Bald darauf *) wurde ihm die Würtemberger Prinzessin Elisabeth verlobt, deren Herz nicht für ihren Bräutigam schlug; verschenkt war es an Johann Graf von Werdenberg, den Mann ihrer Liebe, und, um einer Verbindung zu entgehen, welche sie haßte, entfloh sie mit ihrem Geliebten, nicht ohne große Wahrscheinlichkeit, daß ihre Flucht mit Vorwissen und unter Begünstigung ihrer romantisch gesinnten Mutter geschehen war.

*) Den 15. Jänner im J. 1428.

Eben damals befand sich **Albrecht** in der Reichsstadt Augsburg, wo ein Turnier mit aller zu einem solchen Ritterfeste gehörigen Pracht gehalten wurde, in welchem der Prinz entschiedene Proben seiner Mannhaftigkeit ablegte. Dort erhielt er die Nachricht von der Flucht seiner Braut, und empfing sie kaltsinnig, denn sein Herz schlug in erster Liebe für die schöne Augsburgerin, **Agnes**, die Tochter eines dortigen Baders, **Kaspar Bernauer**, eines Mädchens von so hoher Schönheit, daß man sie nur den **Engel** nannte.

Augsburg war berühmt seiner weiblichen Schönheiten wegen *). Auch **Philippine Welserin** war eine Augsburgerin, der Erzherzog **Ferdinand** von Oesterreich ehelich seine Hand reichte **), und 30 Jahr mit ihr in sehr vergnügter Ehe lebte.

*) Man lese Stettens Erklärungen der Eichlerischen Vorstellungen aus der Augsburgischen Geschichte. Augsb. 1767.

**) Im J. 1547.

Auch Albrecht sah mit Entzücken die schöne Agnes. — Was fragt die Liebe nach Rang und Stande? Das Edelseyn und Edelthun ist allenthalben, wo sie ist.

Schön, reitzend wie ihre Gestalt, war ihre Seele, und ihr offenes Auge ein Spiegel derselben. Die seinige flog der ihrigen entgegen und fand den Adel derselben in ihrem Benehmen.

„Nein, Prinz! sprach sie: das wird wohl schwerlich seyn können, daß ein armes Bürgermädchen Euere Gemalin werden könnte. Und auf andere Weise wird Agnes nicht zu lieben seyn. Ich selbst kann nur meinen Gatten lieben. Zieht vorüber vor dem Hause der Bürgerin hohen Schlössern und Vesten zu. Dort werdet Ihr eine Braut finden.“

Albrecht betheuerte ihr aufs zärtlichste seine ewige Liebe. Sie zog sich zurück, und bat ihn zu bedenken, wer er, und wer sie sey. Alles dies machte in seinen Augen sie nur noch liebenswürdiger. Wie gern entschloß sich Albrecht, ihr den höchsten Beweis seiner Liebe zu geben, reichte auf seinem Schlosse Voheburg im Stillen ihr seine Hand, und

nannte sie zum erstenmal sein liebes, trautes Weib.

Sein Vater vernahm, ein schönes Mädchen aus Schwaben habe sein Sohn sich mitgebracht, lachte darüber, weil er selbst ehemals in gleichem Falle gewesen war, und glaubte, das werde sich schon geben. Aber es gab sich nicht. — Mit Erstaunen bemerkte der Herzog, daß sein Sohn ganz eingeschlossen auf Voheburg lebte, zu keinem Turnier mehr ritt, und auf alle öffentliche, fürstliche Gepränge Verzicht gethan hatte. Im Stillen lebte er nur allein für seine Agnes, so wie diese nur allein für ihn lebte, mit reiner, sanfter Liebe und fester Treue.

Dem Herzog dauerte das zu lange. Er sendete Kundschafter aus, und erfuhr, was er eben nicht zu erfahren wünschte, daß sein Sohn sein Liebchen ernstlich liebe, und nicht von ihr lassen wollte. Er schickte einen Ritter an ihn ab, und ließ ihm sagen: er wundere sich sehr, daß er ihn gar nicht mehr zu sehen bekomme.

„Ihr seht, — antwortete Albrecht; — daß ich in Voheburg mich ganz einem ruhi-

gen Leben gewidmet habe. Das habe ich mit Vorbedacht gethan, und dabei soll's, hoffe ich, bleiben."

„Wenn Ihr Euch aber vermält, wird's doch lauter um Euch her werden."

„Vermält?"

„Als Euers Vaters einziger Sohn, warum nicht sobald, wie möglich? Ja, Euer Vater ist schon besorgt genug gewesen, und hat für Euch werben lassen um Anna, die Tochter Herzogs Erich von Braunschweig."

„Das hat er gethan?"

„Wie es einem besorgten Vater ziemt und gebühret."

„Sagt ihm: das sey nicht nöthig gewesen. Ich mag nichts davon wissen."

Damit verließ er den Ritter, der mit dem, was er gehört hatte, zu Herzog Ernsten zurückzog.

Kurz darauf erschien zu Voheburg des Herzogs Marschalk, und überbrachte Albrechten die Nachricht, Herzog Erich willige in die Vermälung seiner Tochter mit ihm ein. Bestürzt rief Albrecht aus: —

„Ich kenne die Tochter des Herzogs Erich nicht, weiß nicht, ob sie mir gefallen wird —"

„Ihre Schönheit und hohe Sittsamkeit wird allgemein gepriesen;" fiel der Marschalk ein.

Schnell antwortete Albrecht: „Ich bin nicht gesonnen, mich zu vermälen."

„In Euern Jahren?"

„Was thun die Jahre?"

„Eueres alten Stammes Einziger?"

„Ach! was ist da viel zu antworten? — Ich habe mich schon erklärt."

„Man sagt —"

„Was sagt man?"

„Was ich nicht nachsagen möchte, und was ich nicht glauben kann. Es giebt Dinge, die wohl beginnen können, aber nicht dauern dürfen. Man kann wohl zuweilen sich versehen, aber — — Wer möchte sich z. B. alle Tage berauschen?"

„Lebt wohl, Herr Marschalk! Ihr seyd ein ehrlicher Mann, aber ich bin auch einer."

Der Marschalk ergriff seine Hand und sagte: „Eben weil Ihr ein ehrlicher Mann seyd, werdet Ihr auch ein guter Sohn seyn

und Euerm Vater keinen Kummer machen. Und was sollen die benachbarten Fürsten, Euere Blutsfreunde, Euere Ritter denken? Die Weigerung, Euch zu vermälen, wird keiner sich erklären können. — Wollt Ihr offenherzig gegen mich seyn? Freundes Rath hat manches schon geschlichtet in der Welt, was Schaden und Verderben zu bringen drohte. — Habt Ihr etwa selbst schon Euch ein fürstliches Fräulein zur Braut auserſehen?"

„Herr Marschalk! Gott befohlen. Die Zeit wird alles enthüllen. Jetzt habe ich weiter nichts zu sagen;" antwortete Albrecht, und entließ ihn.

Tiefer Kummer umwölbte seine Stirn, und den Blicken seiner Agnes konnte nichts entgehen, was in seinem Innern vorging. Sie bat ihn, ihr nichts zu verhehlen, und entlockte das Geheimniß seinen Lippen. Bleich und zitternd rief sie aus:

„Ich hab's gedacht! — Ich bin verloren! — Ach, Albrecht! warum ließest Du mich nicht in Augsburg? Warum hast Du deine Augen nicht abgewendet von der Bürgerin? — Wie sehr habe ich Dich gebeten,

weinend habe ich Dich beschworen, uns beide nicht ins Unglück zu bringen. Du wirst nun erfahren, was geschieht."

„Agnes! Unverbrüchlich halte ich die Dir vor dem Priester zugeschworene Treue. Nichts soll mich von Dir trennen. Beruhige Dich."

„Du selbst bist aber doch unruhig."

„Das geht vorüber. Ich darf auch auf den Beistand meiner Mutter rechnen."

Das Horn des Thurmwächters ertönte. Ein Ritter wurde in die Veste eingelassen. Er brachte die Nachricht, Albrechts Mutter sey abgeschieden aus dieser Zeitlichkeit, und er werde eingeladen, ihrem Leichenbegängnisse beizuwohnen. — Außer sich rief er aus:

„Das kann ich nicht! — Ich kann dem Sarge meiner guten Mutter nicht folgen; ich kann sie nicht einsenken sehen in die Grube, ohne mich selbst ihr nachzustürzen. Im Stillen will ich meinen großen Verlust hier in Voheburg beklagen, ihr Seelenmessen lesen lassen, und trauernd in meiner Einsamkeit klagen um die mir so liebe Abgeschiedene. Gott habe ihre Seele!"

„Die Seele Euerer Mutter ist bei Gott, — sagte der Kaplan der Verstorbenen, welcher jetzt eintrat; — und ein Vermächtniß von ihr habe ich Euch zu überbringen. Ehe die Selige verschied, sprach sie: Mein Sohn soll gehorsam seyn seinem Vater. Das wird ihm Segen bringen, hier zeitlich und dort ewiglich. — Sie sendet Euch diese Halskette für Euere zukünftige Braut. — Er ist, sprach sie weiter, ein Fürst, und soll thun was einem Fürsten ziemt. Sie betete und verschied.“

Albrecht verließ den Saal und verschloß sich. Der Ritter und der Kaplan bekamen ihn nicht wieder zu sehen, und reiseten nach München zurück.

Als Albrecht lange sich seinem stillen Kummer überlassen hatte, und Agnes in Thränen beinahe zerfloß, entschloß er sich, seinem Oheim, dem Herzog Wilhelm, sich zu entdecken, und hoffte um so eher Gehör bei ihm zu finden, da derselbe sich mit der Tochter des Herzogs von Kleve vermälte. In dieser Hoffnung blühte ihm noch ein schwacher Trost, der endlich ihn beruhigte.

Herzog Ernst aber, ein Mann von beharrlichem Willen, fuhr fort, seinen Sohn genau beobachten zu lassen, und blieb dabei, seinen Sohn mit der Prinzessin Anna zu vermälen, entschlossen, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, wolle Albrecht sich nicht bequemen, sein Liebchen der Prinzessin aufzuopfern. Doch wollte er vorher kein Mittel unversucht lassen, wie er sagte, Baiern seinen Prinzen wieder zu geben. Auf ihn selbst wollte er, und zwar so entscheidend als möglich, wirken; deshalb schrieb er ein Turnier nach Regensburg aus.

Am Tage des heiligen Klemens im Jahre 1434 erschienen die Ritter vor den Turnierschranken und mit ihnen auch Albrecht, mit gewohnter Kraft und Geschicklichkeit eine Lanze kampflustig auf der Bahn zu brechen. Aber, wer schildert sein Erschrecken? Die Schranken blieben ihm verschlossen. Vergebens schlug er sein Helmgitter auf, und wiederholte: „Ich bin Albrecht, Euers Herzogs Sohn. Oeffnet die Schranken!"

Geantwortet wurde ihm: „Du kannst nicht turnieren nach den Gesetzen der Ehre

und des Turniers. In Unehre lebst Du mit einer Buhldirne.

Dieser öffentliche Schimpf, in Gegenwart des Adels und seiner künftigen Vasallen ihm erwiesen, machte ihn wüthend. Außer sich drang er ein auf die Turniervögte, und sprach:

„Wer sagt das? Ich lebe nicht in Unehren mit einer Buhldirne. Agnes ist mein Weib, mir angetraut von Priesterhand. Oeffnet die Schranken!"

Sie wurden nicht geöffnet. Es kam zu Thätigkeiten, und Albrecht mußte die Schmach erleben, nach der Turnierordnung, geschlagen zu werden.

Schäumend vor Zorn und Wuth über die ihm zugefügte Beleidigung kam Albrecht nach Voheburg zurück, erzählte seiner Agnes, was geschehen war, und rief aus:

„Sie sollen sehen und wissen, wer Du bist. Ritter und Volk sollen es erfahren. Eine Buhldirne wurdest Du genannt, und mir wurden die Schranken verschlossen. Ich habe es laut und öffentlich gesagt, daß Du mein Weib bist. Du sollst es bleiben, und Herzogin sollst Du seyn."

Er nahm sogleich für sie ein eigenes Hofgesinde an, ließ sie Herzogin nennen, bezog mit ihr das Schloß zu Straubing und schenkte ihr ein Schloß. Nichts aber konnte die im Stillen leidende Agnes beruhigen. Traurig verlebte sie ihr einsames Leben und versank in die düsterste Schwermuth. Vergebens bot Albrecht alles auf, sie zu beruhigen, sie blieb, wie sie war, und weinend rief sie aus:

„O daß ich noch die Bürgerin von Augsburg wär, und ruhig und zufrieden lebte in meines Vaters kleinem Hause! Genügsam und froh bei mir selbst, saß ich dort bei meiner Arbeit; ängstlich und beklommen, weinend und voll Trauer, erschüttert im Innersten durchwanke ich diese fürstlichen Gemächer und Säle. Mir ist, als gehörte ich nicht hierher. — O heilige Jungfrau, du Mutter voller Gnade! nimm dein Kind zu dir. Gieb mir den Frieden in jenen Gefilden der Ruhe, welche gute Seelen bewohnen, und wende von mir dadurch ab das Unglück, welches mir und meinem Gemal droht. Es wird nicht gut enden, sagt mir mein Herz.“

Ihren Tod ersehend, baute sie sich im Kreuzganze der Karmeliten zu Straubing ihr Begräbniß in einer Kapelle, um dort zu ruhen, verlebte ihre Tage in Trauren, sich selbst verzehrend in stillem Gram.

Ihre Feinde waren unermüdet, Verläumdungen gegen sie auszustreuen, und beschuldigten sie sogar, sie habe das Söhnlein des Herzogs Wilhelm vergiften lassen. Als sie das erfuhr, wurde sie gar sehr wehmüthig, und rief aus:

„O wie hätte ich das thun können! Herzog Wilhelm ist unser einziger Freund, und ich sollte sein Söhnlein vergiften lassen? Was habe ich den Menschen doch gethan, daß sie so grausam gegen mich wüthen!"

Herzog Wilhelm aber blieb der Freund ihres Gatten, und allen Hofleuten des Herzogs Ernst und ihrem Anhange konnte es nicht gelingen, Unfrieden zu stiften zwischen beiden. Vielmehr versuchte dieser Fürst alles, seinen Bruder zu beruhigen und die Ausbrüche seiner Hitze zu mäßigen. Aber auch er

starb *), und nun war es um die unglückliche Agnes geschehen.

Man versicherte den Herzog Ernst, sein Sohn werde nicht mehr lange leben. Er härme sich ab und verlebe seine Tage in stetem Unmuth. So stehe es mißlich um die Regentenfolge in Baiern, und dieser alte Fürstenstamm werde verblühen; denn die mit Agnes erzeugten Kinder würden nie als rechtmäßig von Kaiser und Reich anerkannt werden. Blutige Kriege würden deshalb Baiern verheeren, und alle diese Uebel bringe ein schwäbisches Bürgermädchen über die Fürsten, das Land, den Adel und alle Unterthanen, die, vermuthlich durch unerlaubte Künste, den Prinzen so sehr gefesselt, daß er, von ihr beredet, ihr seine Hand als Gatte am Altar gereicht, was ihn also unfähig gemacht habe, sich seinem Stande gleich zu vermälen. Albrechts Liebe zu der Augsburgerin sey ein Vergehen gegen sein fürstliches Haus, gegen sein Land und sein Volk, und die Urheberin dieses Unglücks müsse also hinweggeschafft

*) Den 11. Sept. im J. 1435.



Bayerische Staatsbibliothek München

werden. — Die Räthe gaben Rath, die Ritter und Hofleute sagten, wie sie versicherten, aus Schuldigkeit und Gehorsam ihre Meinung, die Geistlichkeit fand starke Bedenklichkeiten, meinte aber doch, kleine Uebel wären größeren vorzuziehen, und Agnes Tod war beschlossen.

Sie, ganz verloren in düsteres Nachdenken über ihr unglückliches Schicksal, wünschte sich selbst den Tod; aber der Gedanke an eine solche Gewaltthätigkeit, dergleichen an ihr verübt wurde, mußte ihr fremd seyn; denn soviel verschuldet zu haben, daß man so gewaltsam gegen sie verfahren werde, als geschah, das konnte sie nicht glauben. Auch Albrecht konnte das nicht ahnen, sonst würde er seine Agnes besser verwahrt oder Straubing nicht verlassen haben. Als dies aber eines Tages geschehen war, begab sich Herzog Ernst mit seinen Räthen dahin, drang ins Schloß ein, ließ Agnes fesseln, sie ins Gefängniß und vor das Gericht führen.

Mit Würde und edlem Selbstgefühl trat Agnes vor dasselbe, herabgewürdiget zu dem

Zustande einer gemeinen Verbrecherin, hob ihre gefesselten Hände, und sprach:

„Ist dies der Schmuck, der mir gehört? Mir, der Gattin des Herzogs Albrecht? Wer vermag das? Wem ist es erlaubt, des Herzogs Gattin mit Ketten zu belegen, sie einzukerkern wie eine Verbrecherin, sie vors Gericht zu ziehen, wenn es nicht ihr Gemal oder der Kaiser befiehlt? Unterthanen des Herzogs Ernst können nicht über mich richten, denn ich bin die Gemalin Herzog Albrechts, eueres künftigen Fürsten. Wer mich und die mir von ihm ertheilte Würde beleidiget, beleidiget ihn, seine eigene Würde, die ihn so hoch über euch erhebt, als sie euch tief unter ihn stellt. — Ich kenne meine Pflichten gegen den Herzog, meinen Gemal, und habe sie nie verletzt. Ein Band, das vor Gott geknüpft ist, könnt ihr nicht lösen, dieses kann der Allmächtige nur selbst, und ihr dürft ihm nicht vorgreifen. Es ist weder edel noch gerecht, mich, ein wehrloses Weib, in Abwesenheit meines Gemals zu überfallen, zu binden, mich in ein Gefängniß zu stoßen, wie eine Verbrecherin, und mich vor ein Gericht

zu führen, das über mich zu richten nicht Fug und Macht hat. Wie? Und ihr fürchtet nicht den Zorn des Herzogs, meines Gemals? Ihr glaubet nicht, daß er euch bestrafen wird? — Ich, des Herzogs Weib, bin keine Verbrecherin und erkenne in keiner Rücksicht das Gericht an, vor welches ich geschleppt worden bin. Ich verlange, was ich fordern kann, meine Freiheit, und daß ich zurückgegeben werde meinem Gemal, dem Herzog."

Selbst diese Erklärungen fand das Gericht für ihren Herrn außerordentlich beleidigend. Seinen Räthen wurde die Sache zur Beurtheilung vorgelegt, die Todesstrafe, zum Wohl Baierns, gegen Agnes ausgesprochen, von Herzog Ernst das Todesurtheil bestätiget, und dem Richter zu Straubing der Befehl ertheilt, die Verbrecherin, wie sie genannt wurde, in der Donau ertränken zu lassen.

Als dies Urtheil der Unglücklichen angekündiget wurde, hob sie ihre Blicke zum Himmel und rief aus:

„Ist das dein Wille, allmächtiger Gott! rang die Hände und schluchzte: „Dahin soll es

kommen? Albrecht! Albrecht! wo bist Du, Deine unglückliche Agnes zu retten?" — Hastig wendete sie sich zu dem, der ihr das Schreckensurtheil bekannt machte, fragend: „Kann, darf das Herzog Ernst, darf das der Vater dem Weibe seines Sohnes thun." Darauf sank sie ohnmächtig zu Boden.

Bald aber fühlte sie sich aufgerissen, und wurde fortgeführt zur Donau. Hier war das Volk versammelt. Eine dumpfe Stille herrschte rund umher. Bleich und zitternd, ein Gegenstand des Mitleids und Erbarmens, klagend über das Unrecht, welches ihr geschah, wankte sie hinauf auf die schauderhafte Brücke, wurde plötzlich von den Henkern ergriffen und hinabgestürzt in die Donau. Durch Hülfe eines ungebundenen Fußes schwamm sie gegen das Ufer, rufend: „Helft! helft! rettet!" Unschlüssig stand das Volk, als der Henker, der des Herzogs Ernst Zorn fürchtete, wie eine alte Chronik sich ausdrückt: „eilig eine lange Stange ergriff, faßte hiermit die Unglückliche bei ihren falben Haaren, und tauchte sie unter die Fluthen des Wassers."

So starb Agnes *), ein Opfer des Staats, für Baierns Wohl, wie man wollte. — Ihr Leichnam wurde auf den Kirchhof zum heiligen Peter in der Straubinger Alt-Stadt gebracht und dort begraben.

Die Schriftsteller haben hin und her gestritten: Ob Recht und Billigkeit bei dieser schaudervollen Hinrichtung gewaltet hätten, oder nicht. Einige behaupten, zum Besten Baierns habe es nicht anders seyn können; Andere meinen, Agnes sey ja wohl irgendwohin anständig zu verbergen gewesen, ohne daß man nöthig gehabt habe, sie zu tödten, und der Abt Trithemius sagt; „Und was war es denn, wenn Albrecht ein schönes Mädchen so zärtlich liebte, daß er keine andere heirathen wollte? Er war nicht der erste Fürst, wird auch nicht der letzte seyn, der Schönheit dem Adel vorzog. Und wenn er ein zwar bürgerliches, aber doch schönes Mädchen zum Weibe nahm, konnte sie deshalb als eine Verbrecherin ertränket werden? Gab es nicht mehrere Fürsten, die aus niedrigem Stande sich schöne Mädchen zu Gattinnen wählten?“

*) Den 12. Oct. im J. 1435.

Falkenstein meint: Albrecht habe mehr Strafe verdient, als das arme Mädchen, welche eben nicht glaubte, daß alles so viel auf sich haben würde, daß sie darüber ertränkt werden müsse.

Wie dem nun sey, Albrecht war, als er erfuhr, was geschehen war, außer sich. Er lief zu dem Grabe seiner geliebten Agnes, sank weinend dort nieder, erhob sich schnell wieder, und schwur: „Agnes! fürchterlich rächen will ich deinen Tod; rächen will ich ihn an meinem Vater, Vaterlande und an allen, die Ursache waren an dieser grausamen That. Geraubt hat man mir mein bestes Gut. Nun sollen sie mich unerbittlich finden. Keiner spreche von Schonung. Blutig will ich deinen Schatten versöhnen, theures, mir entrissenes Kleinod.“

So verließ er Straubing und begab sich zu seinem Vetter, Herzog Ludwig dem Bärtigen, nach Ingolstadt. Diesem klagte er, was ihm geschehen war, und bat ihn um seinen Beistand, seinen Vater zu befehden und den Tod seiner Agnes blutig an ihm und an seinen Räthen rächen zu können. Er kam zu dem

rechten Manne, zu einem Fürsten, der Fehden liebte und den Herzog Ernst von Herzen haßte. Er versprach ihm seinen Beistand, und beide rüsteten sich zum Kriege.

Albrecht, dem der Gram über den Tod seiner Agnes das Herz zerriß, und sich gar nicht trösten konnte, kam endlich ganz von Sinnen. Er tobte, rasete und wurde ein furchtbarer Mensch. Nur die harmonischen Töne der Musik*) gaben ihn endlich sich selbst wieder, und er versank in sanfte Schwermuth. Aber unerschütterlich treu blieb er seinem Entschlusse, seine Agnes zu rächen, stellte sich an die Spitze seiner gesammelten Krieger und brach in die Länder seines Vaters ein.

Das hatte dieser nicht erwartet. Was er gethan hatte, glaubte er zum Besten seines Hauses, seines Sohnes und des Vaterlandes gethan zu haben, und dafür sah er seinen Sohn in offener Fehde gegen sich. Dörfer brannten, Bauern wurden geplündert; die

*) Wie der alte Chronist sagt: „Hertzog Albrecht der Kunstreichist maister von der Musika fand dadurch sein Verstand, den er verloren hätt, da man daz Weyb vertränkt."

Stadt war voll Flüchtlinge. Herzog Ernst war in der größten Verlegenheit, denn grausamer als der ärgste Feind wüthete sein Sohn in dem Lande.

Der Vater sendete Ritter und Pfaffen an seinen Sohn, und ließ ihm die Hand zur Versöhnung bieten. Albrecht wollte von keiner Versöhnung hören. Der Kaplan sprach:

„Es ist der Vater, der Euch, um Verzeihung bittend, die Hand bietet."

„Ich habe keinen Vater. Ich kenne nur den Mörder meiner Agnes."

„Es ist eben der Vater, der mit eigener Lebensgefahr Euch in der Schlacht bei Dillingen das Leben rettete."

„Er hat es mir zwiefach genommen. Ich verlange nicht zu leben ohne Agnes. Geht, und sagt ihm das. Fehde zwischen mir und ihm auf immer. Untergang und Tod den Mördern meines Weibes."

Indessen hatte Herzog Ernst seinen Kanzler an den Hof des Kaiser Sigismund geschickt, ließ ihm die Gründe vorstellen, durch welche bewogen er Agnes zum Tode verdammt habe, und ersuchen, seinem Sohne abzurathen, ihn fer-

ner zu befehden. Dies that der Kaiser nachdrücklich, und Albrecht wurde nachgiebiger. Er söhnte mit seinem Vater sich aus, blieb aber in stiller Einsamkeit und klagte täglich um den Verlust seiner geliebten Agnes. Er stiftete ihr eine tägliche Messe bei den Karmeliten zu Straubing, und sein Vater ließ über ihrem Grabe eine Kapelle errichten mit einem Altare, stiftete für die Verblichene einen Jahrtag und eine zweite tägliche Messe. Albrecht aber ließ im J. 1447 die Ueberreste seines geliebten Weibes, nach ihrem Lebenswunsche, bei den Karmeliten in der von ihr selbst errichteten Kapelle beisetzen, und ein prächtiger Leichenstein ziert ihr Grab.

Vorher reichte Albrecht seiner bestimmten Braut Anna die Hand, lebte friedlich mit ihr und sah seine Ehe durch zehn Kinder gesegnet. Er konnte aber seine Agnes nie vergessen. Nebenbei liebte er eine Kürschnersfrau, Ursula, welche nach seinem Tode der Magistrat aus München verwies. Nach und nach wurde er dennoch aber gar fromm, andächtig und der Geistlichkeit gewogen. Er litt stark am Podagra, und vertrieb sich die Schmerzen durch Musik und Jagdbelustigungen.

# Metta von Zehren.

Joachim von Zehren diente in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts unter den Brandenburgischen Truppen, und nahm seinen Abschied, als er bei einem Avancement sich übergangen sah, und bezog ein kleines, von seinem Oheim ihm vermachtes Gütchen. Hier saß er mit seiner Gattin und seinen drei Töchtern, sehr unzufrieden, bei wenigen Einkünften, ohne Beschäftigung, als zuweilen einen Hasen zu schießen, und ließ seinen Mißmuth in seinem Hause aus. Seinen beiden ältesten Töchtern war das Landleben gleichfalls verhaßt, und nur Metta, die jüngste, war mit ihrem Schicksale ganz zufrieden, heiter wie ihr Blick, wie ihre reine Seele.

Auf einem benachbarten Gute wohnte ein junger Edelmann, Otto von Geltingen, ehemals Offizier in Oesterreichischen Diensten,

der in der Gegend umher ritt, Bekanntschaften zu suchen. — Da sah er Metta, das schöne aufblühende Mädchen, und sein Herz war nicht mehr sein.

Er machte Bekanntschaft in Joachims Hause, und je öfterer er sie sah, je höher stieg sein Wunsch, sie zu besitzen und durch sie glücklich zu werden. Er sprach sie allein, und entdeckte ihr seine herzliche Liebe. Sittsam schlug sie die Augen nieder, und mit hochklopfendem Herzen bat sie ihn, davon mit ihrem Vater zu sprechen. — Das geschah, und dieser war sonderbar genug, ihm zu sagen, die jüngste könne nicht vor den älteren Schwestern verheirathet werden. Otto wendete sich an die Mutter. Sie wagte es nicht, ihrem Manne zu widersprechen. Die Schwestern frohlockten, denn sie konnten Metta nicht leiden, der die Natur alle die Reitze gegeben hatte, welche sie ihnen entzog. Metta schwamm in Thränen, denn sie liebte den Jüngling, der ihre erste Liebe war.

So verging ein Jahr, als Otto einst spatzieren ritt und in einem Walde dem alten Joachim mit seinem Grenznachbar im Strei-

te fand, der ihm die Flinte genommen hatte, und im Begriff stand, ihn mit Hülfe seines Jägers thätlich zu mißhandeln. Sogleich sprang Otto vom Pferde, eilte mit gezogenem Degen hinzu, packte den Jäger bei der Brust und warf ihn zu Boden. Der Edelmann entlief eilig. — Joachim dankte ihm gerührt, sendete seinem Gegner eine Herausforderung zu, und verlobte Metta mit seinem Retter. — Wer schildert ihr Entzücken?

Schon war der Hochzeittag bestimmt, und Metta zählte nur noch nach Stunden, als eine Schreckensbotschaft ihr alle so süß genährten Hoffnungen entriß.

Otto hatte Händel mit einem Quartiermeister bekommen, sich mit ihm geschlagen, und denselben auf der Stelle erstochen, und war entflohen. Er schrieb ihr, was geschehen war, hatte sich an den Fürsten gewendet, hoffte sie wieder zu sehen, ach! und sah sie nicht. — Die Unglücklichen hatten ihren Gefühlen sich zu früh überlassen, und Metta fühlte sich Mutter zu werden. — Man denke sich ihr Unglück, ihren Gram, ihre Verzweiflung! — Ihr Zustand konnte nicht verborgen blei-

ben; die Mutter war außer sich, der Vater wollte die Tochter ermorden.

Die Mutter sank aufs Krankenlager, sie entstieg demselben nicht wieder, und gab ihren Geist in Metta's Armen auf, die jammernd laut aufschrie und mit ihr zu sterben wünschte: „Mutter, Mutter, nimm mich mit Dir! Ach! laß Dein unglückliches Kind Dir folgen.“ — Vergebens, sie blieb zurück, preisgegeben dem Hohne ihrer Schwestern, dem Zorne ihres Vaters.

Unter vielen Schmerzen gebar sie einen Sohn, der einige Tage nach der Geburt wieder starb. Sie sah ihn entseelt vor sich liegen; ihre Augen hatten keine Thränen; sie rief aus: „Wohl dir, wohl dir, unglückliches, glückliches Wesen! Wollte Gott, ich könnte dir folgen.“

Der Pfarrer M. Fenger, ein harter Mann und Feind des barschen Edelmanns, bestand auf der damals noch üblichen Kirchenbuße. Metta mußte derselben sich unterziehen. — Allein, mit niedergeschlagenen, verweinten Augen saß sie auf einem Stuhle mitten in der Kirche, bemitleidet von dem ganzen

Dorfe, beschämt, herabgewürdiget, und dann christlich absolvirt von dem Pfarrer. Halbohnmächtig taumelte sie nach Hause, packte die wenigen Sachen zusammen, welche ihre Schwestern ihr gelassen hatten, in ein Bündel, und wanderte davon. Wehmüthig blickte sie noch einmal nach ihrer Wohnung, und eilte weinend weiter.

Bei einer Tante suchte sie Zuflucht. Diese wies sie mit harten Worten von sich. Halb in Verzweiflung irrte die Unglückliche umher, und fand endlich Dienste bei einem Förster. Sie vertraute sich der Försterin, und fand an ihr eine theilnehmende Freundin. Bald war sie die Freundin des ganzen Hauses.

Aber die Furie des Kriegs brach in die stillen Wohnungen des Friedens. Der Förster verlor alles, sah sein Haus im Brand, und floh mit den Seinigen zu einem Verwandten. Metta kam in das Haus eines Gerichtsverwalters.

Einige Zeit lebte sie hier, als die Frau, von Eifersucht getrieben, ihr das Leben so sehr verbitterte, daß sie dieses Haus auch verlassen mußte. Bei einem Bürger in einem kleinen

Städtchen als Magd sich zu verdingen, war sie genöthiget, und mußte die niedrigsten Geschäfte verrichten. Man war mit ihr zufrieden; aber die Frau starb, und Metta zog zu einer anderen Herrschaft. Hier kam sie in den Verdacht der Entwendungen, und wurde fortgeschickt. — Ihr Schicksal war äußerst hart gegen sie.

Gute Bauersleute nahmen sie krank und elend auf; kaum aber genaß sie, als die Bäuerin erkrankte und starb. Vor ihrem Tode bat sie Metta'n, ihre Kinder nicht zu verlassen. Dies versprach diese, und folgte ihrem Sarge mit Thränen.

Sie erfüllte ihr Versprechen auf das gewissenhafteste, lebte still vor sich, und verließ das Haus nicht. Nur die Kirche besuchte sie fleißig, und weihte der Vergangenheit heiße Thränen.

So vergingen Jahre, und der Bauer bot ihr endlich seine Hand an. Was hatte sie zu wählen? Er war ein guter, fleißiger, christlicher Mann, sie gab ihm ihre Hand, und wurde des Bauers Saalmann Frau. — Im Dorfe ging's den Weibern und Mäd-

chen mächtig durch die Köpfe, daß die fremde Dirne, von der kein Mensch wußte, wer sie war, woher sie kam, die Frau eines so bemittelten Wittwers wurde. Man sah, es ging in seinem Hause alles gut, das Vieh gedieh, und was die Fremde angriff, gerieth und gelang. Das brachte Kopfschütteln hervor, und führte zu Vermuthungen, die in jenen Zeiten eben so allgemein als unchristlich und schrecklich waren, denn allgemein war der entsetzliche Glaube an Hexen und Hexereien. Das Dorf, in welchem Metta wohnte, hatte schon manche vermeinte Hexe zu den immerrauchenden Scheiterhaufen geliefert.

Ein Schneider behauptete, eine solche Hexe habe sein Kind krank gemacht. Sie wurde eingezogen, auf die Folter gespannt, bekannte, wovon sie selbst nichts wußte, den Schmerzen zu entkommen, und wurde zum Scheiterhaufen verdammt. Sie war so unchristlich, die gute Metta in ihren Prozeß zu verwickeln, und durch allerlei Aussagen zu verstehen zu geben, diese Fremde sey auch eine Hexe.

Ihrer Unschuld sich bewußt, erschien Metta, als sie gefordert wurde, ohne Verlegenheit, wurde aber hart betroffen, als die zugleich vorgeführte Inquisitin, Trine Laschen, aussagte: Sie habe von Leuten gehört, Metta Saalmann sey eine Hexe; denn sie habe Vieh behext, wie allgemein gesagt worden sey. Sie kenne sie zwar nicht genau, habe sie aber doch zuweilen gesprochen, und vier Wochen vorher, ehe sie eingezogen worden sey, habe sie ihr gesagt, sie habe gehört, sie solle in Amtshaft gebracht werden. Sie solle dort ja nicht etwa ihr böse Dinge Schuld geben, denn was die Leute sagten, sey alles unwahr und erdacht.

Metta antwortete betroffen, so sey alles nicht, wie diese Verläumderin sage. Sie wolle ihr es aber vergeben, da sie ihrer Sinne nicht mächtig sey, und für sie bei Gott bitten.

Sie wurde entlassen und wankte in ihr Haus. Still, in sich gekehrt, saß sie auf Einem Flecke mit gefalteten Händen, und bat Gott, sie zu retten; denn ihr Unglück sah sie, nach den Begriffen jener Zeit, vor sich. Ihr

Mann war außer sich, und schwur, jeden zu erschlagen, der wider seine Frau, der Hexerei sie anklagend, auftreten werde.

Es traten wirklich ihrer Dreie auf, beschuldigten sie der Hexerei, und einer wollte gar einen feurigen Drachen um ihr Haus haben fliegen sehen. Eine fürchterlich schreiende Katze komme oft aus ihrem Hause, und des Nachts könne man vor Katzengeschrei kaum schlafen. Man könne ja auch wohl einsehen, daß Metta ihrem Manne die Liebe eingegeben habe, sonst würde er sie, als ein Bettelmensch, nicht zu seiner Frau gemacht haben.

Bald traten mehrere Ankläger und Anklägerinnen auf, mit den unsinnigsten Aussagen, welche damals alle angehört wurden, und die unglückliche Metta wurde zur Haft gebracht. Sie wurde über alles, was gegen sie ausgesagt worden war, gefragt, und beantworte alles mit großer Ruhe und Ueberlegung.

Weil sie nun nichts gestehen wollte und konnte, wurde sie, nach dem damaligen Gange der Hexenprozesse, auf die Folter gebracht und

schrecklich durch alle Grade gemartert. Da entdeckte an ihrer linken Schulter der Scharfrichter eine Narbe. Eine solche galt damals für das Zeichen (Stigma), womit der Satan seine Buhlinnen, die Hexen, zeichne, als ganz ausgemacht. Man hielt sie für überführt, und führte sie ab. Früh um 2 Uhr gab sie ihren Geist auf. So entging sie dem schrecklichen Tode, lebendig verbrannt zu werden; ihr Körper aber wurde unters Hochgericht begraben. Das geschah im Jahr 1667.

---

# Maria Wollstonecraft Godwin.

Maria Wollstonecraft wurde den 27. April auf dem Lande geboren, weil ihr Vater, dem seine Eltern 10,000 Pfund Sterling hinterlassen hatten, allerlei Speculationen ergeben, eben damals durch Landbau sein Glück zu machen suchte. Gesunder Verstand und entschiedene Festigkeit des Willens, welche durch ihr ganzes Leben hindurch die Grundzüge ihres Charakters ausmachten, und ein merklicher Grad des äußerst feinsten Gefühls, zeichneten bereits die Jahre ihrer frühsten Jugend unter ihren Geschwistern aus. Dennoch war sie weder der Liebling ihres Vaters noch ihrer Mutter. Jener war ein Mann von lebhaftem, heftigem Gemüth, bald freundlich, bald zornig, oft bis zur Ungerechtigkeit, und in seinem Hause, wo er gebietend herrschte, war seine Frau die erste und unterthänigste

seiner Unterthanen. Sich für das, was sie sich gefallen lassen mußte, gleichsam schadlos haltend, zeichnete sich ihr Erziehungssystem, besonders in Hinsicht auf Marien, durch hohe Strenge aus. Nur spät erst wurde sie ihren Irrthum gewahr, und befolgte dann einen andern Plan.

So sehr nun auch Maria gedrückt und gekränkt wurde, so konnte ihr aufstrebender Geist dennoch nicht niedergedrückt werden. Er besiegte alle Hindernisse, und so wenig sie anfangs in der Familie geachtet wurde, so hob sie sich doch nach und nach gewissermaßen zu einer Aufseherin und Schiedsrichterin in derselben. Bei allen Mißhandlungen fühlte sie ihre Ueberlegenheit zu sehr, um nicht zuweilen merken zu lassen, wie hoch sie über jenen stehe, welche sie mißhandelten.

Wollte ihr Vater sich zuweilen thätlich an seiner Gattin vergreifen, stürzte Maria sich gewöhnlich zwischen beide, um auf sich den Ausbruch seiner Hitze zu leiten. Dies zwang ihre Mutter endlich, ihr Benehmen gegen sie zu ändern und freundlicher zu werden.

Das Landleben in ihrer Jugend trug ohne Zweifel dazu bei, ihren Körper von Grund aus stark und fest zu machen. Ihre Spiele trieb sie in der freien Luft, mitten unter den malerischen und erquickenden Szenen der Natur, für die sie stets einen äußerst feinen Sinn und Geschmack behielt. Puppen und andere tändelnde Unterhaltungen hatte sie nie lieben können, und tummelte sich lieber unter ihren Brüdern herum.

Als sie fünf Jahr alt war, pachtete ihr Vater ein Landgut und zog dahin. Gegen Michaelis 1765 aber veränderte er abermals seinen Aufenthalt, und bezog eine Wohnung hinter Barking in Essex, acht Meilen hinter London. Hier wohnte er drei Jahre hindurch. Zu Michaelis 1768 aber zog er wieder auf ein Landgut bei Beverley in Yorkshire. Hier blieb die Familie sechs Jahre, und in diesen Theil der Zeit fällt Mariens Bildung durch Schulunterricht, und damals lernte sie auch einen Geistlichen kennen, Herrn Clare, in dessen Hause Marie oft war, weil er ein wahres Einsiedlerleben führte und beinahe gar nicht ausging, weshalb er auch ein Paar

Schuhe zeigte, die er vierzehn Jahre getragen hatte. Er besaß Geschmack, Vorliebe für die Dichtkunst, und hatte wesentlichen Antheil an Mariens Bildung.

Um diese Zeit lernte sie ein Mädchen, Fanny Blood, kennen, für welche sie die feurigste und zärtlichste Freundschaft faßte, die die herrschendste Leidenschaft ihrer Seele ausmachte. Ihre Freundin war 18 Jahr alt und stand der Erziehung ihrer Geschwister und einer Haushaltung mit lobenswürdiger Thätigkeit vor. Sie hatte viel Geschicklichkeit, sang, spielte mit Geschmack, und zeichnete sehr nett und treu. Durch dieses Talent erhielt sie eine Zeitlang ihre Familie, zerrüttete aber durch unmäßige Anstrengungen dadurch ihre Gesundheit. Maria fing an unter der Leitung ihrer Freundin ihren Briefstyl zu bilden, der bisher noch nicht zu gehöriger Schicklichkeit hatte kommen können, und vervollkommnete unter ihren Augen sich ganz auffallend und merklich.

Im Jahr 1778 kam Maria als Gesellschafterin zu einer Mistreß Dawson, deren ganz wunderbare Launen sie mit der größten

Geduld ertrug, und länger noch ertragen haben würde, hätten nicht die Gesundheitsumstände ihrer Mutter sie in das väterliche Haus zurückgerufen. Unermüdet pflegte und wartete sie ihre Mutter und ihre kranke Schwester. Diese genaß, jene starb in ihren Armen, mit den Worten: „Nur noch ein wenig Geduld, so wird Alles vorüber seyn;" und auf diese Worte beziehen sich mehrere Stellen in Mariens Schriften.

Indessen wurde die Zerrüttung der Vermögensumstände ihres Vaters immer sichtbarer; Maria sah ein, daß sie für sich selbst und ihre Geschwister sorgen müsse, und faßte den Plan, eine Erziehungsanstalt zu errichten, welche durch sie, ihre Schwestern und ihre Freundin Fanny geleitet werden sollte. Dies wurde ausgeführt. Leider aber bekam Fanny die Lungenschwindsucht, verließ die Erziehungsanstalt, und segelte auf Anrathen der Aerzte im Jänner 1785 einem milderen Klima zu, nach Lissabon. Dahin folgte, von reichen Freunden unterstützt, Maria ihrer Freundin nach, aber der auserwählte Gegenstand ihrer Zärtlichkeit und Freundschaft starb im No-

vember an einer zu frühzeitigen Niederkunft. Spät noch schrieb Maria in einem ihrer Briefe: „Das Grab hält eine liebe Freundin, die Freundin meiner Jugend, umschlossen; aber noch immer ist sie um mich, und nie wandle ich über die Heide, ohne die Melodien ihrer sanften Stimme zu vernehmen.“

Als sie nach England zurück kam, fand sie, daß während ihrer Abwesenheit ihre Erziehungsanstalt sehr gelitten hatte, was ihr nicht wenig verdrüßlich war. Zugleich war sie sehr in Unruhe über die Verlegenheit der Eltern ihrer geliebten Fanny, welche gern sich zu ihren Verwandten nach Irland begeben wollten, dazu aber die Mittel nicht auftreiben konnten. Dennoch wollte sie helfen. Sie schrieb also eine kleine Schrift: Gedanken über die Erziehung der Töchter *), welche auf 160 Seiten in Duodez gedruckt wurde. Ein Freund verhandelte ihr dieselbe an einen Buchhändler für 10 Guineen Hono-

*) Toughts on the education of daughters, with reflexions on female conduct in the more important duties of life. Lond. 1787.

rar, und sogleich hatten die verlegenen Eltern ihrer erblichenen Freundin Reisegeld.

Der Beifall, welchen ihre Schrift erhielt, munterte sie auf, eine zweite zu schreiben. So entstand ihr kleiner Roman: Maria. Eine Dichtung *). Größtentheils ist es die Geschichte ihrer Freundschaft mit Fanny, welche denselben so anziehend macht. Fein sind die darin enthaltenen Gefühle ausgesprochen, und alles in demselben ist mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächter Empfindsamkeit geschworen hat, entfernt von jeder Ziererei phantastischer Uebertreibungen.

Die gute Aufnahme auch dieses Werkchens, und die Verbindung, in welche sie jetzt mit dem ehrwürdigen und großmüthigen Buchhändler Johnson gekommen war, machte sie entschlossen, in ihre literarische Laufbahn einzutreten. Sie ging nach London, wo ihr Verleger ihr freundschaftlich entgegen kam, und ihr Vorhaben ihr aufs beste zu erleichtern suchte. So entstanden ihre Erzählungen

*) Mary; a fiction. Lond. 1787.

aus dem wirklichen Leben*); ein Lesebuch für Kinder, welches auch in Deutschland bekannt ist, und aus dem Holländischen übersetzte sie den jungen Grandison**) nach einem eigenen Plane. Eine Sammlung auserwählter Aufsätze in Prosa und in Versen gab sie unter dem Titel: Die Leserin***) heraus. Da sie der deutschen Sprache kundig worden war, drängte sie Salzmanns moralisches Elementarbuch in drei Bändchen zusammen, und gab auch dieses Werk der Lesewelt Englands.

Bei dem allen, was sie damit als Schriftstellerin verdiente, schrieb sie sich selbst die strengste Sparsamkeit vor, um ihre Freunde unterstützen zu können. Ihre Schwestern brachte sie als Lehrerinnen bei Erziehungsanstalten unter, ließ die eine nach Frankreich reisen, brachte ihre Brüder unter und unterhielt ihren Vater bis an seinen Tod.

---

*) Original Stories from real life. Lond. 1791.

**) The young Grandison. 1791.

***) The Elements of Morality; translated of the German by C. G. Salzmann. Lond. 1791.

Bei ihrer literarischen Thätigkeit, bei der sie „unverrückt ihren Weg in der Stille fortwandelte," hatte allmählich ihr Geist sich einer kraftvollen Reife genähert. Der Ausdruck ihrer Ideen hatte Festigkeit und Freimüthigkeit erhalten, aber die Ereignisse der französischen Revolution hatten ihre verkehrten Ideen von Freiheit dergestalt aufgeregt, daß sie es sogar wagte, gegen die Betrachtungen über die französische Revolution des berühmten Burke zu schreiben *). Schon ließ sie die ersten Bogen dieser Schrift abdrucken, als im Fortarbeiten sie von einer Stumpfheit und Erschlaffung befallen wurde, die es ihr unmöglich machten, das Ganze zu vollenden. Das schon Gedruckte sollte unterdrückt werden. Dies reitzte sie so ungemein, daß sie mit erneuerten Kräften die Arbeit wieder vornahm und vollendete.

Endlich schritt sie zur Ausarbeitung ihres berühmten Werkes, zur Vertheidigung

*) A Vindication of the Rights of the Man; in a letter to Mr. Burke. 1792.

der Rechte des Weibes *), wovon wir eine gute deutsche Uebersetzung haben. — In diesem Werke steht sie gerüstet mit all der Kraft eines Weibes auf dem Kampfplatze, verfechtend die Rechte ihres Geschlechts. Sie sah die Weiber „als Sklaven des Mannes, in jeder Lage des Lebens. Die reichen, preisgegeben der Willkür eines Vaters, Bruders, Vormunds; die ärmern, ausgeschlossen von dem unabhängigen Erwerbe ihres Brods und den Gelegenheiten eines ehrlichen Fortkommens," und sprach nun darüber mit ungemein viel Wärme und Geist.

Nicht alle konnten sich überzeugen, daß sie Recht habe, und viele glaubten, sie thue, so zu reden, des Guten im Bösen zu viel, und daß sie es übertrieben hat, können wir selbst nicht läugnen; deshalb beleidigte sie auch viele, und erbitterte sogar manche sonst unbefangene Gemüther gegen sich.

Wie eine Atlethin stand sie kampfbereit in der Bahn, gerüstet, einer Amazone gleich,

*) A Vindication of the Rights of Woman; by Mary Wollstonecraft. Vol. I. Lond. 1792.

rauh und keck herausfordernd ihre Gegner. Deshalb glaubten auch viele, sie müsse eine Art von Mannweib seyn, mit derben Muskeln und von starkem Knochenbau, und wurden nicht wenig überrascht, wenn sie von dem allen nichts, sondern ein Frauenzimmer sahen, die liebenswürdig und in ihrem Benehmen ganz weiblich war.

Es war Mariens Fehler, jede Sache von der dunklen Seite anzusehen, und selbst da, wo die Umstände noch in jeder Rücksicht zweifelhaft waren, mit vollen Händen Tadel auszustreuen. Dies war es, was auch so sichtbar auf ihr Buch gewirkt hatte, in welchem sie so anzüglich ist, oft da, wo es eben nicht nöthig war.

Einer Leidenschaft zu entfliehen, welche zu einem verheiratheten Mann sie hinzog, und um derselben nicht zu unterliegen, ging sie am Ende des Jahrs 1792 nach Frankreich, wo sie über zwei Jahr blieb. Hier wollte sie ihr krankes Gemüth heilen, und trat in eine Art von Verbindung, nach der ihr Herz sich sehnte, und welche die gewünschte Wirkung hatte, in kurzem Ruhe und Zufriedenheit über

ihr ganzes Wesen zu verbreiten, mit einem gewissen Gilbert Imlay, einem gebornen Nord-Amerikaner. Auf einem Dorfe Neuilly, drei Meilen von Paris, bezog sie ein einsames, in einem Garten gelegenes Haus, in welchem niemand wohnte, als sie und der Gärtner, der auch zugleich die Stelle ihres Bedienten vertrat. Hier überließ sie sich ganz ihren Gefühlen, schrieb ihre Uebersicht der Französischen Revolution, korrespondirte mit ihren Freunden, und machte Spatziergänge in einen nahen Wald. Daß ihr Geliebter an denselben Antheil nahm, verstand sich von selbst, jedoch geschah alles das noch ganz im Stillen und in der Einsamkeit.

Aber siehe da, der edle französische Convent erklärte alle in Frankreich sich aufhaltende Engländer, und mit neu völkerrechtlicher Galanterie auch die Engländerinnen, zu Kriegsgefangenen. Um nicht Kriegsgefangene zu seyn, nahm Maria den Namen Imlay an, und der Amerikanische Gesandte stellte einen Beglaubigungsschein aus, sie sey die Frau eines Amerikanischen Bürgers. Nun zog sie zu ihrem angeblichen Gatten nach Paris, und

entging der Kriegserklärung des vorsichtigen Convents durch eine unvorsichtige Weiberlist, nach allen dem weiblichen Geschlechte zuständigen Rechten.

Maria vertraute sich einem Manne, von dessen Ehre und edlen Grundsätzen sie eine äußerst hohe Idee gefaßt hatte. Sie nährte eine persönliche Zuneigung zu ihm, da sie keine Nothwendigkeit sah, dieselbe einem Zwange zu unterwerfen, und ein Herz, wie das ihrige, nie eine Zuneigung nur halb nähren konnte.

Jetzt fühlte sie sich Mutter zu werden, als Herr Imlay Handlungsspekulationen wegen Paris verließ, und nach Havre de Grace ging. Mit Sehnsucht sah Maria von Monat zu Monat seiner Zurückkunft entgegen, aber sie erfolgte nicht. Robespierre's Wüthereien in Paris begannen, und Maria eilte nach Havre de Grace. Hier wurde am 14. Mai 1794 sie von einer Tochter entbunden, der sie, ihrer geliebten Freundin zum Angedenken, den Namen Fanny gab.

Neue Handlungsspekulationen trieben Hrn. Imlay nach London, und Maria ging, da

indessen Robespierre dem ewigen Schicksale eines Tyrannen nicht entgangen und ermordet war, wieder nach Paris zurück. Die Reise ihres Geliebten sollte zwei Monate dauern, aber sie waren die Vorboten einer ewigen Trennung. Als sie derselben gewiß wurde, sah sie sich in das empfindlichste Elend ihres Lebens gestürzt. Das ganze Jahr 1795 brachte sie in jener Art von Verzweiflung hin, für deren Gefühl das Gemüth durch wiederkehrendes Aufdämmern einer zärtlich genährten, erlöschenden Hoffnung unaufhörlich rege gehalten wird. Es gehörte zu dem eigentlichen Wesen der wahren Liebe und der ihrigen, welche nach endloser Fortdauer strebt, daß sie so hartnäckig an dieser unglückseligen Leidenschaft hing, die von einem so feindlichen Gestirn bestrahlt wurde.

Man weiß nicht, wie man das nennen soll, daß Imlay einen Bedienten absendete, um Marien im April 1795 von Paris nach London abzuholen, wo er eine neue Verbindung mit einer Schauspielerin von einer herumziehenden Truppe geschlossen hatte. — Wer

schildert die Leiden der hintergangenen, fein fühlenden Seele? In allen ihren Erwartungen hintergangen, blieb ihr nichts als ihr Gram. Auf eine Art gereitzet, die ihr Innerstes ergriff, beschloß sie, zu sterben.

Imlay schien dies zu ahnen, und wie es ihm gelang, Marien von ihrem Vorsatz abzuhalten, ist unbekannt geblieben. Er war damals eben in einen sehr schwierigen Fall einer kaufmännischen Lage in Norwegen verwickelt. Maria beschloß, dorthin eine Reise zu machen und die Beilegung des Geschäfts zu unternehmen; und sie reiste wirklich dahin ab.

Dieser Reise verdanken wir ihre so angenehm geschriebenen Briefe, welche auch das deutsche Publikum kennt *). Sie kam zurück, und fand ihren Geliebten eben so, wie sie ihn verlassen hatte. Sie war außer sich, und

---

*) Lettres written during a short residence in Sweden, Norway and Danemark 1796. Die deutsche Uebersetzung erschien zu Altona 1796.

beschloß, ihren Leiden zu entgehen, sich in die Themse zu stürzen. Mit verzweiflungsvoller Heiterkeit sprang sie von der Brücke hinab in den reißenden Strom, wurde aber von Fischern gerettet und ohne Bewußtseyn ans Ufer gezogen. Betroffen über das, was geschehen war, versprach Herr Imlay ihr mancherlei, was jedoch ihr nicht genügte. „Sollen wir, sprach sie, wieder zusammen leben, so muß es jetzt seyn. Wir vereinigen uns jetzt, oder wir trennen uns für immer. Es ist meines Muthes und meines Charakters unwürdig, einen ungewissen Ausgang Ihrer Verbindung abzuwarten. Beschlossen habe ich es, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Ich will für Sie leben, wenn Sie für mich leben wollen, oder wir sind für einander so gut wie todt.“

Imlay ging mit seiner Geliebten nach Paris, und Maria lebte, wie sie sagt, „in einem lebendigen Grabe, wo ihr Leben nichts war als Prüfung einer unaufhörlich auf die Folter gespannten Seelenstärke.“ Ihr treuloser Geliebter kam nach London zurück, aber

alle Hoffnung blieb fern, ihn mit Liebe wieder an seine vorige Liebe ketten zu können. Zuletzt sahen beide sich gar nicht mehr, und Maria zog zu einer Freundin aufs Land.

Hier traf sie ein Herr Godwin im J. 1796, welcher schon früher flüchtig ihre Bekanntschaft gemacht hatte. Er achtete als Schriftstellerin sie hoch, und sein Herz überließ sich bald süßeren Gefühlen. Bei beiden Theilen nahm die Neigung gegen einander in gleichem Grade zu, und bald konnten sie einander gestehen, daß sie sich liebten. Eine kleine Reise bekräftigte beide im Liebevollen ihrer Empfindungen, und gab ihren gegenseitigen Zuneigungen die vollkommenste Reife. „Abwesenheit gießt über die Liebe ein reines, himmlisches Zartgefühl aus, das diese auf jedem andern Wege nur äußerst schwer erhalten kann. Sie scheint dann der Gemeinschaft zwischen höheren Geistern zu gleichen, die wir uns ohne die Vermittelung oder vielmehr das Hinderniß dieser irdischen Hülle denken."

Beide waren einig, jedoch bis zur Trauung kam es noch nicht, weil Maria gern jedes neue Aufsehen vermeiden wollte, da über sie nur gar zu viel, und nur zu unsanft bisher gesprochen worden war. Aber die Gewißheit, Mutter zu werden, machte, daß sie endlich ihrem Geliebten als ihrem Gatten am Altare die Hand gab. — Sie wurde Mutter, und starb an den Folgen der Geburt den 13. Sept. 1797.

---

# Frau von Warens.

Der berühmte, sogenannte Philosoph und Bürger von Genf, J. J. Rousseau, in ewigem Widerspruch gegen sich selbst, gegen seine Schriften und Handlungen, schrieb auch Confessions, welche er weder drucken zu lassen, noch sie zu unterdrücken sich getraute. Nach seinem Tode wurden sie gedruckt, und erregten einen ziemlich allgemeinen Unwillen. Unter andern Personen seiner lüsternen Bekanntschaften hatte er auch von seiner Wohlthäterin, einer Frau von Warens, gar nicht mit Delikatesse gesprochen, was hier nicht zu wiederholen ist, da die Confessions bekannt genug sind. Dieses bewog die Freunde der gekränkten Frau einen von ihr geschriebenen kurzen Lebenslauf und ihre Selbstbekenntnisse nach ihrem Tode drucken zu las-

sen *). Aus diesem Werkchen erhalten die Leser einen Auszug, so wie derselbe in diese Sammlung sich etwa schicken möchte.

* * *

Im Pais de Vaud, 1699 geboren, die Tochter eines reichen Mannes, erhielt Frau von Warens nach dem Tode ihrer Mutter eine ihrem Stande gemäße Erziehung, um welche ihr Vater sich eben nicht viel bekümmerte, da er seinen Kopf mit nichts als mit Entdeckungen in der Chemie gefüllt hatte. Sein Schloß glich einem allgemeinen Laboratorio, in welchem Gemälde berühmter Alchemisten die Stelle der Tapeten vertraten. Ueber das alles war ein irrender Glücksritter gesetzt, dessen Kenntnisse den Vater eben so sehr bezauberten, als seine Gestalt und sein Benehmen der Tochter mißfielen, der er noch dazu gestand, er sey in sie verliebt.

---

*) Mémoires de Madame de. Warens, suivis de ceux de Claude Anet; pour servir d'Apologie aux Confessions de J. J. Rousseau. Chambery, 1786.

Auf des Vaters Befehl mußte die Tochter sowohl als ihre Hofmeisterin sich mit allem Fleiß auf das Studium der Scheidekunst legen, und wurden fleißig examinirt. Es dauerte aber nicht lange, so kam es zwischen der Schülerin und dem verliebten Lehrer zu thätlichen Auftritten, die dieser sogar ignorirte und durch Verse sich beliebter zu machen suchte; aber vergebens. Nicht ohne Lachen las Luise, so hieß seine Schülerin, ein Gedicht, welches, da es als das Gedicht eines verliebten Scheidekünstlers ziemlich einzig ist, auch hier einen Platz verdient:

Warum, Luise, wollen Sie entsagen
Der Kunst, die Sie, wenn Sie's auch selbst nicht wissen,
Doch täglich wohl verstehn zu praktiziren?
Theilt nicht Ihr Auge mit das Phlogiston?
Ist dies nicht eine Operation?
Verstehen Sie es nicht, das flücht'ge Alkali
Verliebten Herzen mitzutheilen?
Und Prinzipium der Schönheit schmilzt
Im Aether Ihrer Reize, distillirt
In meinem Herzen diese schöne Mischung.
Mit praktischem Verstande wissen Sie zu ziehen
Aus allem das vortrefflichste der Salze,
Das man die Liebe nennt.

Die Hofmeisterin beantwortete diese Verse, und sagte dem chemischen Dichter, man habe dieselben nicht erwartet, und wolle eben so wenig etwas von ihm wissen, als von seinem Phlogiston und all seinem Chemiekram. — Luise wurde aus dem Laboratorio als eine Unwissende verbannt, und der Chemiker ging ihr aus dem Wege; an der spröden Geliebten aber rächte sich die Liebe.

Sie selbst fragte sich: Was ist das? Was beunruhiget und bestürmt so dein Herz? Woher diese Unruhe? Wozu diese unwillkürlichen Seufzer? — Wer wollte das beantworten? Sie mußte rathen.

Ein Hr. v. T. kam in ihres Vaters Haus, sah Luisen, und bald knüpfte sich zwischen ihr und ihm ein Band, das sich in kurzer Zeit ganz erfreulich befestigte. Ihre Blicke begegneten einander; ihre Herzen verstanden sich; der Wechsel derselben ging vor sich, und der Rosenmond der Liebe erwachte mit allen seinen Schönheiten und Annehmlichkeiten, vom süßen Lächeln bis zu sanften Thränen, vom stillen Händedruck bis zum

feuchten Küsse des herzlichsten Entzückens. Ein Gefühl, eine Empfindung, die der Mensch in seinem Leben nur einmal hat, ach! und das nur nachher empfindet, wenn es zu spät ist. — Außer sich vor Entzücken vertraute Luise ihrem Vater ihre Empfindungen.

Dieser antwortete kalt: „Du bist längst versprochen;" und fügte die bittersten Vorwürfe und Drohungen seinen väterlichen Ermahnungen bei. — Darauf wurde Herrn v. T. das Haus verboten, und der Bräutigam erschien. Der Vater nahm die Hand seiner Tochter, legte sie in die seinige, und sagte: „Da ist sie. Ich gebe sie Ihnen;" zu Luisen aber: „Herr von Warens ist mein liebster Freund; da er dein Gemal wird, ist es unnöthig, dir zu befehlen, ihn zu lieben. Betrachte ihn von heute an als deinen Gatten und Herrn." — Ein Donnerschlag war diese Erklärung für Luisens Herz.

Kurz darauf wurde sie die Gattin des Herrn von Warens, an welchem sie selbst keinen Fehler finden konnte, als den, daß ihn ihr Herz nicht gewählt hatte. — Ein ganzes Jahr verfloß in dieser Ehe, ohne daß

Luise ihren geliebten T. vergessen konnte, und endlich dem Schmerze ihres elenden Zustandes unterliegend, wurde sie tödlich krank. Ihrer Auflösung entgegen sehend, händigte sie eines Tages ihrem Gemal die Briefe ihres Geliebten ein, mit den Worten: „Ich habe Herrn v. T. geliebt. Wir überließen uns den Empfindungen der Liebe, ohne strafbar zu seyn. Hier sind seine Briefe; vergeben Sie mir.“

Dieses Geständniß machte ihren Gemal kalt gegen sie, und als sie wieder gesund wurde, mußte sie seine Verachtung und empfindliche Behandlungen erfahren. Doch weder der Vater noch die Welt erfuhr von dem allen etwas.

Nach zwei Jahren starb der Vater, und sogleich wurden von Herrn von Warens die Chemiker fortgeschickt, aber auch Luisens Freundin und ehemalige Hofmeisterin, Babet. Dies machte die Frau v. Warens noch unglücklicher. Sie ergab sich der Lektüre geistlicher Bücher, und wünschte endlich ihr Leben in einem Kloster zubringen zu können. Mit Hinterlassung ihres Vermögens floh sie aus

ihrem Schlosse, ging nach Savoyen, warf sich dem Könige zu Füßen, erhielt von ihm eine Pension, und trat von der reformirten zur katholischen Religion über. — Ihre gute Meinung von den Klöstern verlor sich bald, sie verließ das Kloster, in welchem sie sich befand, und miethete in der Stadt Annecy ein Haus mit einem Garten, wo sie mit Lektüre, Musik und Gesellschaft selbstvergnügt ihre Tage verlebte. Ein Mädchen und der treue Diener, Claude Anet, welcher bis ans Ende ihres Lebens bei ihr blieb, waren um sie, und ihr Herz fing an, sich wieder zu erweitern und empfänglicher zu werden für die Freuden des Lebens. Um eine beständige Beschäftigung zu haben, verfiel sie darauf, in der Chemie zu arbeiten, Arzeneien für die Armen zu verfertigen. Anet, ein geübter Kräuterkenner, war dabei ihr gar sehr behülflich. Das Geschäft hatte seinen guten Fortgang. Aber Frau von Warens konnte dabei nicht stehen bleiben. Ihr spekulativer Geist führte sie auf die Gedanken, Fabriken anzulegen. Es fanden sich Projektmacher bei ihr ein, betrogen sie und gingen davon. Sie kam ins

Gerede der Leute, man machte ihr es zu arg, sie verließ Annecy und ging nach Paris.

Hier besah sie die Fabriken, kaufte mancherlei ein, machte Bekanntschaften, konnte sich des allen nicht erfreuen, was sie sah, ging nach Savoyen zurück und ließ sich in Chambery nieder. — In ihrem Hause legte sie ein Laboratorium an, und beschäftigte sich ganz ernstlich mit ihren projektirten Fabriken. Jedoch mit mehr Thätigkeit als Kenntnissen versehen, konnte sie nicht weit kommen, wurde betrogen, und kam in Geldverlegenheiten, die sehr drückend wurden.

In diesen Augenblicken sah sie den Hrn. v. T. wieder. — Man stelle sich ihr beiderseitiges Entzücken lebhaft vor! — Ehrend die Lage und den Ruf seiner Geliebten, entschloß sich Hr. v. T., der Tugend und ihren Gefühlen ein Opfer zu bringen. Er nahm Abschied von dem Weibe seines Herzens, und ging mit einem Freunde nach England. Wer vermag es, die Größe dieses Opfers zu schätzen? Sich lebenslang zu lieben wissen, den Muth zu haben, sich zu ehren, ist das nicht ein hoher Sieg? Ist es nicht der Triumph

der Tugend? — Dieser Heldenmuth steht in der Macht aller Menschen, die sich anstrengen wollen, um sich zu regieren.

„Umringt von hundert Verehrern, — sagt Frau von Warens, — ist dennoch durch keinen meine Ruhe gestört worden. Das Bild meines verlornen Liebhabers kam nie aus meiner Seele und hatte dieselbe gegen jede neue Leidenschaft verschlossen. Das ist die Geschichte meines Herzens. Sie ist in meiner Einsamkeit meine liebste und angenehmste Beschäftigung. Meine Tugend ist jetzt das Einzige, was mir übrig blieb. Die Bosheit der Menschen hat mir dieses Bewußtseyn nicht entreißen können, so sehr sie sich auch deshalb bemühten. Die Grausamen haben alles aufgeboten, meine Empfindsamkeit zu verletzen. Sie mißbrauchten mein Vertrauen, haben mich verrathen, beraubt, ja sie suchten sogar mich zu entehren, indem sie meine Großmuth auf Rechnung meiner Leidenschaften schreiben."

Während Frau von Warens noch zu Annecy lebte, schickte der P. Pontuerre einen jungen Menschen zu ihr, der aus Genf kam und zur katholischen Religion übergehen wollte, mit

der Bitte, alles zu thun, bei dem Vorsatze ihn zu bestärken, daß er abschwöre. Dieser Mensch war J. J. Rousseau, dem Frau von Warens die Verzweiflung seiner Familie vorstellte, da er das våterliche Haus verlassen hatte*). Er aber blieb bei seinem Entschlusse, und entsagte zu Turin der Religion seiner Våter.

Sehr viel Gutes sagt Frau von Warens von diesem Manne, schließt aber die Schilderung von ihm so: „Nicht gemacht zur Erkenntlichkeit, vergaß er Wohlthaten sehr leicht. Oft waren ihm selbst seine Freunde Ungeheuer, die er floh, ohne selbst zu wissen, warum. Immer war er im Widerspruche mit sich selbst. Heute verlangte er, was er morgen verließ. Seine Art zu denken ließ ihm keine Parthie ergreifen.“

Nachdem Frau von Warens für ihn alles gethan hatte, was eine Mutter für ih-

---

*) „Ein Jugendfehler, den er begangen hatte, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, machten, daß er seinen Eltern entlief,“ sagt sein Panegyrist im Göttinger Magazin vom J. 1781. 1. St. S. 94.

ren Sohn thun kann, und in einer äußerst dürftigen Lage ihm noch Reisegeld gegeben hatte, um nach Paris gehen zu können, sprach er aufs verächtlichste von seiner Wohlthäterin, und sagte, er sey davon gegangen, um ihren Anträgen auszuweichen, mit welchen sie sogar ihren Bedienten und andere beglücke. — Frau v. Warens schrieb an ihn, machte ihm Vorwürfe und sagte: „seine Verläumdungen wären ein Verbrechen, das, ihm zu vergeben, über ihre Kräfte gehe." — Er hat auf diesen Brief nie geantwortet, die Verläumdungen aber in seinen Confessionen wiederholt.

In stiller Einsamkeit und nicht in der besten Lebenslage verlebte Frau von Warens den Rest ihrer Tage, und starb im J. 1759, im 60sten Jahre ihres Lebens.

So weit hat die Erblichene von sich selbst gesprochen. Ihr getreuer Diener Claude Anet sagte aufrichtig und treuherzig auch, was er von seiner Gebieterin und Freundin zu sagen hatte:

„Frau von Warens war eine seltene Schönheit, ausnehmend empfindlich, aber tugendhaft. Sie konnte nicht glauben, daß

man sie betrügen könne, und theilte ihr ganzes Leben hindurch ihr Vermögen mit Unglücklichen. — Ihr Vater hatte sie durch die Wunderdinge der Goldmacherkunst verblendet, daß sie jedem Hungerleider und Marktschreier glaubte, um sich betrogen zu sehen. Ich habe einmal zu Annecy 14 Goldmacher auf einmal an ihrem Tische gesehen, die sich gegenseitig viele Komplimente machten, und sie alle betrogen. Und durch alle diese Erfahrungen wurde sie nicht klüger, sondern immer wieder von neuem betrogen, so lange sie nur noch etwas zu geben und anzuwenden hatte."

„Ein junger Genfer, J. J. Rousseau, kam mit einer Empfehlung zu ihr, warf sich ihr zu Füßen, und beschwor sie, ihn bei sich zu behalten. Er machte Musik mit der Frau v. Warens, ging mit mir botanisiren, oder brachte mir meine Bücher und Kräutersammlungen in Ordnung. Er fing auch bei uns an, seine Heloise zu schreiben, an der Frau von Warens auch mit arbeitete."

„Als sie arm wurde, und das Alter auf sie eindrang, verließen sie ihre Freunde nach und nach; ihre Verwandten haben sich seit

ihrer Flucht, besonders seit ihrer Abschwörung, nicht um sie bekümmert, und wollten nichts von ihr wissen. Nie hat sie sich über ihr Schicksal beklagt, sie arbeitete, soviel sie konnte, kärglich ihr Leben zu fristen. „Alles, sagte sie, ist in der Natur entschieden.“ Ehe sie ihre Augen schloß, entsagte sie allem Groll und beschäftigte sich allein mit der Ewigkeit. Ihr tägliches Gebet war:

„Unumschränkte Macht des Weltalls, Wesen der Wesen, sey mir gnädig, wirf ein Auge der Erbarmung auf mich, siehe, mein Herz ist frei vom Laster *). Mein ganzes Vertrauen habe ich gesetzt auf deine unendliche Güte, alle meine Sorgen sind, mich mit deiner Unermeßlichkeit, Größe und Unendlichkeit zu beschäftigen. Ohne Furcht erwarte ich den Befehl, der von den Sterblichen mich

---

*) Fr. v. W. hatte dieses Gebet mit eigener Hand auf ein Pergamentblatt geschrieben, und J. J. Rousseau hatte dasselbe verfaßt. Frei vom Laster sprach er sie in dem Gebete, und klagte sie dennoch desselben mündlich und schriftlich an. Welch ein Heuchler! Selbst das Gebet hat er vielleicht nicht mit wahrer Herzensüberzeugung geschrieben.

absondert. Gebiete, endige mein Leben. Ich bin bereit, an den Stufen deines Thrones zu erscheinen, um die Bestimmung zu erhalten, die du, da du mir das Leben gabst, mir versprochen hast, und die ich durch Gutesthun verdienen will."

„Ihr Leichnam wurde auf dem Kirchhofe St. Pierre de Lemens, am Fuße einer sehr großen Linde, nahe am Kirchhofthore, begraben."

Der gute Anet kam in die beklagenswerthe Lage eines Bettlers, der kaum so viel hatte, sein elendes Leben zu fristen. Seine Frau starb vor Kummer, und ihn nahmen zwei alte Jungfern auf, bei denen er zwei Jahr nach seiner Wohlthäterin starb.

# Anna Luise Karschin.

Auf einer entlegenen Meierei im Schwiebusser Kreise wurde Luise, die dritte Tochter des Pachters Dürbach, den 1. December 1722 geboren. Sie kam als ein häßliches Kind zur Welt. Runzlig hing die Haut ihrer Stirn ihr über die Augen herab, welche tief im Kopfe lagen. Ihr vermagertes Gesicht hatte eine widerwärtige Ernsthaftigkeit und ihr Körper war so gelb und schrumpflig, wie ihre Gesichtshaut. Erschrocken stieß die Mutter, welche vorher zwei schöne Kinder geboren hatte, beim Anblick des häßlichen Mädchens einen lauten Schrei und Worte des heftigsten Unwillens aus. Jedoch wuchs das Kind nachher gar nicht häßlich auf; ja hätte die Dichterin mehr ihren Körper und ihr Mienenspiel in ihrer Gewalt gehabt, sie würde bis an ihren Tod beinahe für schön

haben gelten können. Sie hatte einen wohlgeordneten, feinen Wuchs mittlerer Größe, eine schöne, dauernde Gesichtsfarbe, hellbraunes Haar, eine sehr schöne Stirn, auf welcher ganz das Licht ihres Geistes ausgebreitet lag, helle, sprechende blaue Augen, beständig rothe Lippen, und bei guter Laune herzlichen Frohsinn in den Mienen.

Hatte sie hingegen ihren gewöhnlichen Forschblick, so war sie schwer auszustehen. Die Augenlieder zogen sich zusammen, das Auge wurde kleiner, und seine Strahlen schossen gleichsam wie in einem Brennpunkt auf seinen Gegenstand zusammen. Eine lächelnde Bewegung des Mundes hatte alle das Bittere und Höhnende des Blickes selbst. Sie, welche nichts von diesem Mienenspiele wußte, hat sich dadurch unzählige Verdrüßlichkeiten zugezogen, und eigentlich darf man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen.

Sie war sechs Jahr alt, als ein Amtmann, ein Anverwandter ihrer Mutter, sie zu sich nahm, zugleich mit ihrer Großmutter, weil er Wittwer geworden war. Bei diesem befand sie sich wohl, und so bald sie lesen

konnte, bekam sie eine unaufhörliche Neigung zu den Büchern, und lag halbe Tage lang auf der Bibel mit ihren Augen wie angeheftet. Das Buch der Maccabäer war in derselben ihr Lieblingsbuch. Dies gewann ihre Einbildungskraft und Neigung so sehr, daß sie keine Puppe mehr ansehen mochte, mit einem Stabe bewaffnet einher ging, und Nesseln und Disteln ihren Heldensinn empfinden ließ. — Strümpfe zu stricken, war ihre Sache nicht, aber rechnen und schreiben lernte sie, und war dabei sehr fleißig; ja sie lernte sogar mitunter ein wenig lateinisch.

Indessen war ihr Vater gestorben, und ihre Mutter hatte zum zweitenmale sich verheirathet; Luise mußte zurück und bei wiederholten Niederkunften Wärterin ihrer Stiefgeschwister werden. So blieb es, bis in ihrem dreizehnten Jahr ihr von ihrer Mutter das Hüten dreier Rinder anvertraut wurde, welche sie täglich auf eine entfernte Weide treiben mußte. — Nun finden wir also die Dichterin in der Hirtenwelt, wo auch Apollo Daphnen fand.

Die Freiheit, welche sie hier genoß, die herrliche, blühende Natur um sie her, die von murmelnden Bächen durchschlungenen schmaragdenen Wiesen, die liebliche Ruhe, welche überall um sie herum ausgebreitet lag auf dem herrlichen Teppich, auf welchem sie wandelte, erfüllte ihre Seele mit tausendfachen schönen Bildern, welche ihre Einbildung so freundlich vermehrte, und mit süßer Empfindung hegte.

Ihren Phantasien ganz überlassen, durchwandelte sie nachdenkend und an all dem Schönen sich ergötzend, was sie empfand, die fruchtbaren Weiden, als sie eines Tages einen Hirten fand, da eines ihrer Rinder ihr entlaufen war. Dieser Knabe, ungefähr zwei Jahr älter als sie, saß unter einem Baume und las, o welches Vergnügen für die Hirtin! in einem Buche. Uebrigens war dieser Thyrsis der Göttlichen eben keiner, die sonst sich in die Schäferreihen mischten, sondern war ein wahrer Aesop von Gestalt und schwerer Zunge, aber er hatte Verstand und ein gutes Herz. Auch war er eine Art von Mechanikus, hatte sich eine hölzerne Uhr gemacht,

und verkaufte allerlei selbstgefertigtes Schnitzwerk.

Seine Lektüre bestand aus jenen Volksbüchern, dem gehörnten Siegfried, der schönen Magalone, der Feye Melusine ꝛc., die man in unsern Zeiten wieder zu Ehren gebracht und in neuen Auflagen uns als verlorne Kinder der Poesie und Erzählung von neuem gleichsam beschert hat.

Welch ein Glück für Luisen, diesen Myrtill zu finden, der ihre Wünsche durch Mittheilung seiner Bücher befriedigen konnte! Das that er redlich. — Jetzt erweiterten sich die Ideen der Dichterin, und ihre Phantasie gewann einen romantischen Schwung.

So verlebte sie drei Sommer, und ihre Mutter war nun besorgt, sie zur künftigen Hausfrau zu bilden. Sie wurde zu einem Prediger geschickt, und endlich zur Kommunion gelassen. Im Stillen fingen an, ihre Dichtertalente sich nach und nach zu regen, und sie schrieb Verse an ihren Hirten.

Aber da kam ein Tuchhändler aus Schwiebus, Meister Hirsekorn, und warb um ihre Hand. Diese erhielt er, und die Dichterin

führte eine sehr unglückliche Ehe mit diesem groben und überaus geitzigen Manne. Bei dem vierten Kinde ließ er sich von ihr scheiden, und Luise lebte kummervoll auf dem Lande, als ihr nachheriger zweiter Mann, Karsch, erschien. Sie reichte ihm ihre Hand, und ihr zweites Eheunglück begann. Der Hang ihres Mannes zum Trunke brachte sie in die größte Verlegenheit, so, daß es ihr und ihren Kindern an Lebensmitteln und Kleidungsstücken gänzlich zu fehlen anfing. Die Muse sollte sie kleiden und ernähren. Sie wurde die Gelegenheitsdichterin der Gegend; da aber dort nicht viel zu verdienen war, zog sie mit ihrem Manne und drei Kindern 1754 nach Großglogau. Hier ging es ihr nun besser; sie fand Gönner, Freunde und Unterstützung. Der ihr gewährte Zutritt in einen Buchladen machte sie mit den Werken einiger Dichter bekannt. Welche Quelle für ihren durstigen Geist! Sie las nicht, sie verschlang. Ihre Lage aber blieb dennoch dürftig. Daher stand die Klage auf ihrem Munde, die Thränen stets in ihren Augen.

Aufs äußerste gebracht von ihres Mannes Leichtsinn und Trinkliebe, nahm ein edler Mann sich ihrer an, und vermittelte durch sein Ansehen eine Ehescheidung.

Jetzt bekam ihr Geist seine eigene Schwungkraft. Zwar dichtete sie noch immer um Brod, der sanfte Friede um sie her machte doch ihr Herz ruhiger. Zudem machte sie, auf seine Veranlassung, die Bekanntschaft mit dem Baron Kottwitz, der sie beschenkte und mit nach Berlin nahm. Ihre Tochter nahm sie mit sich; ihr Sohn wurde in gute Kost gebracht.

Acht und dreißig Jahr alt, kam sie am 25. Jänner 1761 zu Berlin an, und wurde dort so empfangen, daß der Empfang ihre kühnsten Hoffnungen übersteigen mußte. Wer mags beschreiben, wie bei dem allen ihr zu Muthe war?

Nach und nach wurde sie mit allen damals in Berlin lebenden Gelehrten bekannt, mit Ramler, Sulzer, Mendelssohn ꝛc. und erhielt Wohlwollen und Schutz von vielen Großen in und außerhalb der Königsstadt. Durch deren Vorsorge erhielt sie, was zu einem anständigen Leben sie brauchte, auch erleichterte

man ihr eine Reise nach Halberstadt, um die Bekanntschaft Gleims und des Freiherrn von Spiegel zu machen. Der Graf von Stolberg-Wenigerode setzte ihr einen Jahrgehalt aus. Gleim sammelte und gab ihre Gedichte heraus, welche Ausgabe *) ihr zweitausend Thaler in Golde einbrachte.

Indessen hatte sie die Gnade gehabt, zu einer Unterredung **) mit dem Könige zu gelangen. Dieser versprach ihr eine Versorgung. Sie erhielt jährlich 50 Rthlr. Herzog Friedrich von Braunschweig gab ihr einen kleinen Gnadengehalt, und so konnte sie zusammen jährlich auf 200 Thaler gewisse Einkünfte rechnen.

Briefe mit Bewunderungen, Besuche strömten von allen Seiten ihr zu, aber an dem eigentlichen Nerv des Lebens fehlte es ihr denn doch. Sie erinnerte den König an sein

---

*) Berlin, 1763.

**) Ein Mehreres von dieser Unterredung kann man in der nach ihrem Tode von ihrer Tochter besorgten Ausgabe ihrer Gedichte. Berlin, 1792. S. 183 lesen.

ihr gegebenes Wort. Zuweilen sendete er ihr kleine, ein edles Talent zurückschreckende Geschenke, einmal, vermuthlich um sie abzuweisen, zwei Thaler mit der Post zu. Sie empfand das, wie sie sollte, schickte das Geld versiegelt zurück und schrieb das bekannte Impromptu dazu: „Zwei Thaler giebt kein großer König ꝛc." Der Einfall wurde belacht.

Der König starb. Friedrich Wilhelm trat die Regierung an. Durch eine Freundin kam das Anliegen der Dichterin zur Sprache. Der königliche Freund befahl, der Dichterin ein Haus zu bauen, ausgeziert mit den Allegorien der Muse. Ihre Freude läßt sich nicht beschreiben. Das Haus wurde zwar nur ein Häuschen, und die Allegorien blieben ganz weg, aber sie war dennoch zufrieden, und befand in ihrer Wohnung sich recht wohl.

Endlich unterlag sie der Last ihrer Jahre, und starb den 12. Okt. 1791.

Der größte Theil ihrer Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, oder Poesien an Freunde und Gönner gerichtet; die übrigen haben größtentheils mehr poetischen Werth, als die anderen. Da vielleicht wenige Leserin die Ge-

dichte einer ehemals sehr gefeierten, jetzt nicht gar zu oft mehr genannten Dichterin bei der Hand haben, will ich für dieselben eines aus der neuesten Sammlung abschreiben, welches von ihr im Jahre 1763 gedichtet wurde, ohne jedoch damit andeuten zu wollen, daß dasselbe das beste ihrer Lieder sey, sondern seiner Kürze wegen.

## An Phöbus.

Du lächelst, Phöbus! diese nackten Rümpfe
der hingestreckten Blumenstengel an?
Willst du den Weinstock küssen, der die Nymphe
nicht mehr vor dir verstecken kann?

Soll in bedorrter Zweige Wurzel dringen
dein warmer Blick, dem Winter zum Verdruß,
daß tausend blättrig seine Reitze bringen
der Rosenstock zu Kränzen muß?

Nein! zu gewaltig wirst du hingerissen
von jener Phyllis. Großer Phöbus! glüh'
vergebens, ihrer Lippen Pracht zu küssen:
Der Hirt Alexis küsset sie.

# Maria Guyard.

Maria Guyard, geboren zu Tours in Frankreich den 18. Okt. 1599, war die Tochter von Eltern, die in ziemlicher Erniedrigung des Glücks, aber redlich und fromm lebten, in stiller Einfalt des Herzens und der Seele, gottselig in Worten und Werken, zufrieden mit dem, was ihnen Gott geschenkt hatte, der auch voll Gnade das Herz ihrer Tochter zu seinem Tempel zubereitete*). Schon in ihrem siebenten Jahre hatte sie die lieblichsten Träume von ihrem Heiland, der sie in seine Arme schloß, küßte und sie fragte: Willst du mein seyn? Sie antwortete mit frohem Herzen: Ja; und sah ihn, als er ihre Einwilligung hatte, wieder gen Himmel auffahren.

*) La Vie de la vénérable Mère Marie l'Incarnation, par Claude Martin. Paris, 1677.

Sie erwachte und war entzückt von der ihr widerfahrenen Gnade, und von dem süßen Wohlwollen ihres Heilands. In ihr gestärkt und bekräftiget war alle Neigung zum Guten. So ging sie denn im Stillen dahin allein, um insgeheim zu beten, ohne daß sie es wußte oder dachte, gedrungen, als ein unwissendes Kind, durch den Geist des Inwendigen *), geleitet von Gott.

Ganz gegen ihre Neigung wurde sie im 17ten Jahre ihres Alters verheirathet, zu großer Verwunderung ihrer Nachbarn, die ihre große Neigung zur Absonderung kannten. Aber die Zeit ihres Ehestandrs waren Jahre des schwersten Kreuzes, welches sie tragen mußte. Zwar bat ihr Mann sie oft mit Thränen um Vergebung, wenn er sie übel behandelt hatte, aber das alles brachte keine gedeihlichen Früchte, und sie blieb in ihrem Lei-

---

*) L'esprit interieur, d. i. der Zug des Geistes, wodurch uns die Gnade zum inwendigen Gebet und Leben angeboten und mitgetheilt wird, wie es Tersteegen erklärt: Lebensbeschreibungen heiliger Seelen. 1. B. S. 268.

den, bis Gott nach zwei Jahren der Duldung ihren Mann zu sich nahm.

Nun aber ging sie wieder vor sich, im Stillen, und erfuhr viel Gutes und Eindringendes in ihrem empfänglichen Herzen, welches entzückt wurde in sich selbst, durchdrungen von dem Liebespfeile der göttlichen Gnade. Da wurde sie verändert in eine ganz andere Kreatur, ja so verändert, daß sie sich selbst nicht mehr kannte.

Nachdem sie so ein Jahr in der Einsamkeit zugebracht hatte, zog Gott sie heraus, um sie bei eine ihrer Schwestern zu bringen, welche in ganz verwirrte Händel der Welt verwickelt war, und sie nebst ihrem Manne verlangte, um ihnen ihre Last tragen zu helfen. Sie willigte darein, unter der Bedingung, daß man ihr in ihren Andachten ihre Freiheit lassen sollte. Ihr geistlicher Führer, P. Raimond, stand ihr bei mit Rath und That und geistlichen Ermahnungen in aller Güte des Herzens, mit der Freude des uneigennützigsten Willens.

Fünf und zwanzig Jahr war sie alt geworden, als sie die Einsicht in die göttliche

Gemeinschaft *) erhielt, welche die drei göttlichen Personen unter sich haben; „nämlich den Verstand des Vaters, der sich selbst beschauend seinen Sohn gebiert **), welches von Ewigkeit her gewesen ist, und in Ewigkeit also seyn wird. Darauf sah sie die beiderseitige Liebe hervorbringen den heil. Geist, welches geschah durch eine gegenseitige Liebeseintauchung ***) untereinander, jedoch ohne Vermengung und Verwirrung." Ihre Seele war ganz verloren in diese großen Herrlichkeiten. Sie wünschte ihre gänzliche Vermälung mit Gott, und bereitete sich bräutlich in bittender Liebe dazu. So rang sie mehrere Monate in diesem Zustande nach ihrem Wunsche, als ihr endlich im Inwendigen die Worte gesagt wurden: Im Glauben will ich mich mit dir vermälen; und so geschah denn endlich die Vermälung mit dem ewigen Wort, als sie ganz ersunken war in die Gegenwart der überanbetungswürdigen Majestät.

---

*) Commerce.

**) Ihre eigenen Worte.

***) Reciproque plongement d'amour.

Da in der geistlichen Vermälung der Stand der Seele verändert wird, so hat sie nun keine Bestrebung*) mehr, weil sie besitzt, was sie liebt, und davon ganz eingenommen und durchdrungen wird. Weil nun die Seele nicht mehr in sich selbst lebt, sondern in demjenigen, der sie umschlungen hält mit seiner Liebe, so führte auch Mariens Seele der heilige Geist, wohin er wollte, ohne daß sie widerstehen konnte. Das empfindend, kam auch der Geist der Dichtung des HERRN über sie, und sie sang:

Ach Liebe, deine süßen Banden,
wie sind sie doch so leicht und sanft!
Du schließest uns die offnen Augen,
und nimmst uns unsre Sinnen weg;
verwundest uns, um uns zu heilen,
und bindest uns mit süßer Macht.
Ach süße, süße, süße Liebe,
was willst du, das ich werden soll?

Was du verlangst, es soll geschehen;
ich halte still, wenn du mich schlägst.
Ich folge dir durch Rosenbüsche
ich folge über Dornen hin.
Ganz dir allein bin ich ergeben,
nimm mich, o süße Liebe, hin,

---

*) Tendance.

und binde mich mit Liebesseilen,
daß ich dir nie entrinnen kann.

In Liebe ganz bin ich versunken,
in Liebe, nur für dich allein.
Mein Herz hat dich allein erkohren,
allein bleib' ich dir ewig treu.
Und winkten aller Welten Freuden,
für mich giebt's keine Seligkeit,
als dich allein, mein Heil, zu lieben,
nur dich, nur dich, in Ewigkeit.

In Prosa aber drückte sie sich über ihre Liebensinbrunst also aus:

„So war ich. Ich verschmachtete vor Liebe, und doch genoß ich auch der Liebe. Ich weiß nicht, wie ich sagen soll: Man leidet, man verschmachtet, man genießt. Es ist mir eine große Verläugnung, so etwas zu schreiben, aber ich kann die Art meiner Führung nicht erzählen, ohne von Dingen zu sprechen, welche ich wünschte, daß sie auf ewig heimlich in meinem Herzen verborgen bleiben müßten."

Immer deutlicher wurde ihr ihr Beruf zum Klosterleben, und dringender die Annehmung dazu. Endlich entschloß sie sich, alles Irdische hinter sich zu werfen, und dem Himmlischen entgegen zu gehen, mit Freude

und in Einfalt ihres Herzens. Davon spricht sie selbst:

„Dergestalt verließ ich alles, was mir am liebsten war, früh morgens an Pauli Bekehrungstage im Jahr 1631. Wie ich aus unserm Hause trat, ging mein Sohn, welcher zwölf Jahr alt war, mit mir ganz gelassen an meiner Seite. Er durfte mir seine Traurigkeit nicht merken lassen *), aber ich sah wohl die Thränen aus seinen Augen rollen, welche mir zu erkennen gaben, was er in seiner Seele fühlte. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, daß, wie ich ihn ansah, mir däuchte, man risse mir die Seele aus meinem Leibe. Ich ließ mir aber nichts merken, denn Gott war mir lieber, als alles dies. Gottes Händen überließ ich meinen Sohn, und sagte lächelnd ihm ein Lebewohl! Darauf empfing ich den Segen von meinem Beicht-

---

*) Warum nicht? Weil seine liebentzündete Mutter verläugnete, daß sie Mutter war? Das arme Kind! Er mußte nachher auch ein Mönch werden, und hat dann in heiliger Ergebenheit, als P. Martin, das Leben seiner Mutter der Welt mitgetheilt.

vater, und wurde von der Vorsteherin des Klosters mit vieler Liebe aufgenommen."

„Es ist nicht auszusprechen, wie so süß mir das Klosterleben war, nachdem ich die Welt verlassen und Gott mir dieses irdische Paradies geöffnet hatte, in welchem man um nichts sich zu bekümmern hat, als daß man die Klosterregeln beobachtet."

„Es geschah aber, daß viele Kinder, welche meines Sohnes Schulgesellen waren, sich versammelten um ihn herum, welche ihn auslachten, daß er so närrisch und albern gewesen sey, und mich habe ins Kloster gehen lassen, und sagten: er sey nun ohne Vater und ohne Mutter, und würde ganz verlassen seyn; laß uns hingehen und sie wieder holen, sagten sie, wir wollen recht lärmen, daß man sie dir wiedergeben muß. Darüber wurde das Kind so heftig bewegt, daß es jämmerlich weinte. Die Kinder aber kamen vor das Kloster und schrien mit großem Ungestüm, man solle mich heraus geben, und mein Sohn schrie: Gebt mir meine Mutter! Gebt mir meine Mutter! Das durchschnitt mir mein

Herz, und setzte mich in Furcht, daß die Schwestern mir den Abschied geben möchten."

Darauf hatte sie noch mancherlei Kummer von innen und außen ihres Sohnes wegen, denn die Stimme der Natur wollte sich nicht ersticken lassen, bis fromme Leute sich des Kindes annahmen. Nun wurde die vortreffliche Mutter ruhiger, als sie ihr Kind bei Fremden wußte, und hing ihren Liebesentzückungen weiter nach. Da geschah es denn, daß der HERR, sie ganz zu beruhigen, zu ihrem Innern sagte: Gieb mir dein Herz. Das gab sie ihm mit tausend Freuden, und wurde nun so glücklich, daß sie sagt:

„Dieser Stand der Vereinigung hielt meine Seele in dem lieblichsten Stillschweigen. Sie war gleich einem Menschen, der aus der Schlacht kömmt, und dem man ein Bette von wohlriechenden Blumen zur Ruhe gäbe. Dieses Gleichniß ist zwar uneigen, aber ich habe kein anderes, das nicht noch uneigener wär."

„Wie nun die drei göttlichen Personen mich besaßen, also besaß ich dieselben auch, in der Weite und Breite der Mittheilung aller Schätze der göttlichen Herrlichkeit. Der

ewige Vater war mein Vater, der Sohn das überanbetungswürdige Wort, mein Bräutigam, und der heilige Geist disponirte über meine Seele so, daß dieselbe die göttlichen Eindrücke empfangen konnte."

Bald darauf aber erwachten die Empfindungen des Weibes in ihr, und sie hatte einen gar schweren Kampf mit ihrem Fleische, welchen sie jedoch, drei Jahre lang, durch den Beistand des P. Raimond ritterlich bestand. So gelang es endlich nach gar großen, beschwerlichen Kämpfen und Selbstpeinigungen, nach ihrer eigenen Erzählung, der Schwester Maria von der Menschwerdung (ihr Klostername), ruhiger zu werden, getröstet durch den innern Zuruf: Du wirst mit Thränen säen, aber mit Freuden erndten.

Im Kloster wurde sie Untermeisterin bei den Probetöchtern, lehrte mit besonderer Liebe zu aller Erbauung, und bekam ein Gesicht, in welchem eine weite Reise ihr angedeutet wurde; was sie damals nicht verstehen konnte. — Es kamen aber viele Menschen ins Kloster, die Schwester Maria sprechen zu hören, „denn, sagt sie, meine Worte hatten al-

lezeit etwas Feuriges bei sich, und meine Reden waren alle sinnreiche Sprüche."

Sie theilt deren eine ganze Sammlung mit. Wir wollen nur einige davon hören, und das Sinnreiche und Feurige derselben darin zu suchen oder zu finden, den Lesern selbst überlassen.

„Eine Seele, welche Gott ruft zum innern Leben, muß sich entschließen, durch gar vielfache Tödtungen zu gehen, ehe sie das Ziel erreicht.

Ohne Verläugnung ist kein wahres Gebet.

Eine gottergebene Seele kann kein Vergnügen an den Kreaturen finden.

Versuchungen sind Unterweisungen.

Leiden und beten ist alles, was wir thun können in dieser Welt."

Im fünf und dreißigsten Jahre ihres Alters trat bei der Schwester Maria nach einem merkwürdigen Traum, in welchem sie sich in ein fremdes, sehr großes, noch etwas wildes Land versetzt sah, der Stand ein, welchen sie erwartet hatte: Es war der apostolische Geist, der ihres Geistes sich bemächtigte. „Dieser Geist führte sie im Geiste hin

nach Japan, nach China, nach Indien, nach Amerika, nach Morgen und Abend und in die ganze bewohnte Erde, wo nur vernünftige Seelen waren, welche alle sie Jesu Christi zugehören sah."

Diese heidnischen Seelen dem Teufel zu entreißen, war ihr innigster Herzenswunsch, um dieselben „einzutauchen in das Blut der Erlösung."

Um diese Zeit genas eine gewisse Madame de la Peltrie von einer tödlichen Krankheit, that ein Gelübde, und übergab sich mit allen ihren Gütern an die Mission in Canada. Ein Haus wollte sie stiften zur Bekehrung armer wilder Mädchen. Sie kannte Marien nicht, und diese nicht jene, aber dennoch „fügte die göttliche Güte die Dinge von allen Seiten so sachte und lieblich." Der Herr sprach zu ihr: Gehe hin und gieb mir Proben deiner Treue; und einem gutgesinnten Geistlichen geschah die Vermittlung einer Bekanntschaft beider Frauen, worauf die Reise nach Canada den 22. Februar 1639 von Tours aus angetreten wurde. Mad. Peltrie, ein Pater Bernieres

Maria, eine Klosterschwester und ein Dienstmädchen schifften sich zu Dieppe ein. — Sie kamen in Gefahr, Schiffbruch zu leiden. „Da hielt sich, — sagt Maria — Madame Peltrie dichte an mich, damit wir mit einander sterben möchten. Ich faßte mein Kleid so, daß, wenn das Schiff scheiterte, ich nicht anders als in einer ziemenden Lage konnte gesehen werden.

Doch die Gefahr ging vorüber, und am 1. August kamen die Guten, im Guten vereiniget, in Quebek an. Mit großer Freude gingen sie an das vorhabende Werk, und trafen Anstalten, ihr Werk zu gründen und die Sprache der Wilden zu erlernen. Darüber bekamen sie starkes Kopfweh, achteten aber das nicht, und fuhren fort, im Glauben zu leben und zu lehren, den ihnen waren „die Erstlinge des Geistes zum Eifer fürs Heil der Seelen."

Als nun aber Maria in dieses Land gekommen war, und alles, was sie sah, genauer betrachtete, erkannte sie, daß es eben dasselbe Land war, welches ihr vor Jahren im Traume gezeigt worden war. Alles war noch so

frisch in ihrem Gemüthe, als zu der Zeit, wo ich es sah.

„Aber in meiner Seele, — fährt Maria fort, — erhoben sich bald sonderbare Irrungen und Furchtsamkeiten, als sey ich nicht wirklich erlesen und erkohren. Da hatte ich viel Kummer und Leid. Aber mitten durch diese Finsternisse strahlte zuweilen ein Licht, welches meine Seele erleuchtete und dieselbe in solcher Liebe entzündete, daß dieselbe in außerordentliche Freudenentzückungen gerieth, daß ich, nach so großen Beängstigungen, wirklich meinte, ich sey im Paradiese, wo Gott mich durch seine Umarmungen liebkosete. Jedoch von einem Abgrund des Lichts und der Liebe ging ich in einen Abgrund der grausamsten Dunkelheit schmerzlich über.“

So erquickt und gequält, beruhiget und voll Unruh, leidend und streitend mit sich selbst und ihren Phantasien und Empfindungen, bemühte die bekümmert Liebende sich, ihrem Dienste zum Besten der Heiden rühmlichst vorzustehen. — Endlich, den 15. August 1647, fühlte sie, daß alles wieder gut war, und die „Entlastung ihrer schweren Wi-

drigkeiten," und pries den HERRN in der Freude ihres beruhigten Herzens mit lauter Stimme. So wurde denn diese geistliche Selbstpeinigerin eingeführt in die Vollkommenheiten der Tugenden.

Indessen war eifrig sowohl an der Bekehrung der wilden Seelen, als an der Erbauung des Klosters gearbeitet worden. Aber da fielen die Irokesen ein, und verbrannten mit wilder Wuth die Patres Breboeuf, Garnier und Lallemand sammt ihrer neu bekehrten Heerde, und mordeten, was sie fanden. Die Entkommenen nahmen ihre Zuflucht nach Quebek.

Kaum stand das von Tannenholz errichtete Kloster, als dasselbe durch Unvorsichtigkeit einer Laienschwester 1650 abbrannte. Sie retteten kaum ihr Leben, und saßen sanft und still, als sey nichts geschehen, im Schnee. „Ein gewisser ehrlicher Mann, der die Schwestern so ruhig dasitzen sah mit Andacht, sagte überlaut, — sagt Marta, — wir müßten entweder toll seyn, oder eine große Liebe zu Gott haben, daß unser Gemüth so unbewegt sey. Aber dieser gute Mann kannte nicht die

Kraft der Gnade, welche unser Heiland ausgoß in unsere Herzen."

„Wir ließen den Muth nicht sinken, denn der HERR hatte uns berufen, und machten Anstalt, ein neues Klösterlein aufzubauen, und ich wurde im Jahre 1651 Vorsteherin; da sprach ich bei mir und mit mir selbst:

Bist du zufrieden?

Ich bin es, mit dem Beistande des heiligen Geistes.

Bist du ruhig?

Ich bin es, durch die Liebe Gottes und seiner Gnadenbezeigungen.

Also liebst du den Stand eines immerwährenden Opfers?

Ich liebe ihn.

Was fühlst du?

Ich fühle Gottes Willen und seine liebreiche Aktivität. Es ist mein Stand ein sanftes, liebliches Athemholen, welches kein Ende nimmt; eine Unterhaltung des Geistes mit dem Geiste, vom Geist im Geist. Ich lebe nicht mehr, denn Jesus lebt in mir. Diese Vereinigung ist reiner, als alles, was rein ist.

Hierzu gehört die innere Mäßigung, daß damit nicht der Leib das Leben verliere.

So willst du dabei beharren?

Durch Gottes Liebe und seine Gnade ewiglich. Der HERR sey gelobt und verherrlichet von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

Im Jahr 1663 den 5. Februar erhob sich ein fürchterliches Erdbeben, durch Tage und Nächte hindurch, daß die Erde noch nach 6 Monaten zitterte und bebte. Häuser fielen zusammen wie Staub, Wälder wurden entwurzelt, überall Angst und Graus, Schrecken und Vernichtung; es schien, als wolle der jüngste Tag hereinbrechen. Da fielen die Menschen in Ohnmacht, andere klagten und schrien, aber Maria blieb ruhig, lobpreisete Gott und sang ihm ein neues Lied, denn seine Liebe wohnte in ihr. Sie empfand das Walten der göttlichen Majestät über die ganze Natur und über alle Herzen, wenn dieselben erschüttert werden sollen.

Im folgenden Jahre wurde unsere Dulderin sehr krank, und bekam Nierensteine, welche ihr schreckliche Schmerzen brachten.

Endlich gingen mehrere Steine von ihr, unter denen einer so groß war, wie ein Taubenei. — Jedoch war sie während der Krankheit gar nicht verdrüßlich oder verzagt, denn lieber wollte sie durch Gehorsam sterben, als leben nach eigenem Willen.

Wenn's Leben lebt nach eignem Willen,
so hat das Leben keine Kraft,
Ergebung giebt dem Herz im Stillen,
was es zu seiner Freude schafft.
Sie hebt und trägt durch alle Leiden
zu hohen Himmels = Seligkeiten.

Ist nur die Seele froh und muthig,
erringt sie die Zufriedenheit,
und sey der Kampf auch noch so blutig,
er giebt dem Innern Heiterkeit,
die durch das Ganze sich verbreitet,
und gegen jede Schmerzen streitet.

Nun trat sie wieder freudig auf die Bahn. Die jungen Schwestern unterwies sie in der Huronischen und Algonguinischen Sprache, und unterrichtete mit großer Freudigkeit, in

der Stärke ihres liebebelebten Herzens. Da sprach sie mit und in sich selbst:

„Welches ist dein gegenwärtiger Stand?

Ich vergesse jede Materie des Gebets, welches ich gelesen habe.

Wie das?

Ich befinde mich in jedem Augenblick, ohne daß ich darauf achte, in meinem gewöhnlichen Grund, in welchem meine Seele Gott beschaut, in welchem sie ist. Da rede ich denn zu Ihm nach den Bewegungen, die er mir dazu giebt. Diese große Beschaulichkeit läßt nicht zu, daß ich mit Ihm rede mit anderen Worten, als in mir sind.

Und wie ist es dir sonst? Gehst du nicht zuweilen, durch Schwäche, wankend einher, gleich einer Trunkenen?

Das kömmt daher, daß alsdann mein Geist von einer großen Entzückung ergriffen ist, die mich überwältiget.

Und was trägst du mit dir?

Einen kreuzigenden Stand. Meine Seele beschaut Gott, der Gefallen daran zu haben scheint, mich also gefangen zu nehmen. Ich wollte ihn gern umarmen, er hält mich aber als eine gebundene Person.

Und du erschrickst nicht?

Ich sehe, daß er mich liebt; dennoch aber kann ich ihn nicht umarmen. Das ist eine große Qual.

Du duldest sie mit Liebe?

Mit Liebe.

Es ist die Liebe meiner Liebe,
die meinem Herzen Stärkung giebt,
indem ich meine Schmerzen liebe,
lieb' ich auch den, der mir sie giebt."

Im Jahre 1672 wurde Maria abermals von einer schmerzlichen Krankheit befal-

len, in welcher sie ganz ruhig blieb, und zu allen sprach, sie werde vom Krankenlager nicht wieder aufkommen, sondern heimgehen zu ihrer Liebe. Der Rest ihres Lebens war eine sanfte und fast immerwährende Entzückung. Sie ging tiefer als jemals in sich selbst, damit sie sterben möchte in der innigsten Vereinigung mit ihrem Bräutigam. Sie redete wenig; aber was sie sprach, sprach sie mit englischer Freundlichkeit, bei ihren so großen Schmerzen, welche sie durch innere Geschwüre erduldete.

So ging denn ihre Seele über in die Arme ihres himmlischen Bräutigams, den letzten April 1672 im 73sten Jahre ihres Alters.

Die Freudigkeit, mit der sie gestorben, blieb abgemalt in ihrem Gesicht, nebst einer gewissen Herrlichkeit und Schönheit, so, daß es schien, ihre Seele theile den Leib schon mit einem Strahl der Majestät.

Ihre Schwestern brachten sie klagend zur Ruh, und sangen:

Erscheine als ein schöner Stern
den dir verwandten Seelen,
und ziehe mit dem feinsten Strahl
sie auf zu deinen Höhen!

# Kleinere biographische Nachrichten

von

# berühmten und merkwürdigen Frauen.

## Aretaphila.

Gepriesen allgemein war die Schönheit der Kyrenerin Aretaphila, eben so sehr, wie ihr Verstand bewundert wurde. Phädimus reichte ihr die Hand. Ihren Ruhm dankt sie dem allgemeinen Unglück ihres Vaterlandes.

Der Tyrann Nikokrates, welcher Kyrene beherrschte, ließ nach beliebter Willkühr seine Unterthanen morden, tödtete mit eigener Hand den Priester Apolls, Melanippus, und riß auch die Priesterwürde an sich. Auch Phädimus wurde getödtet, und gezwungen mußte Aretaphila dem Tyrannen ihre Hand reichen, der kaum noch wußte, wie er sich verhaßt und strafbar genug machen sollte. So stellte er unter andern Wächter an die Thore, welche die hinausgetragenen Todten mit Dolchen zerfetzen mußten, damit nicht etwa ein Bürger

als ein Todter hinausgeschafft würde, seiner Mordgier sich zu entziehen.

Aretaphila allein sah den ihr verhaßten Gatten sanftmüthig, denn er war sterblich in sie verliebt, und ließ ihr viel Gewalt. Sie aber seufzte im Stillen über ihr Schicksal und über das Unglück ihres Vaterlandes. Täglich wurden Bürger gemordet, und unaussprechbar war das Elend der Unglücklichen, welche die Gewalt des Tyrannen beherrschte. Daher nahm Aretaphila sich vor, das Vaterland zu retten und dem Tyrannen Gift zu geben.

Dies wurde verrathen. — Sie läugnete nicht, Gift gemischt zu haben, doch nicht für ihren Gemal, zu dem sie sprach:

„Ich bin, mein Liebster! in Gefahr, alles zu verlieren, was mir theuer und werth ist, deine Liebe, meine Ehre und die Macht, welche deine Güte mir läßt. Darum beneiden mich die Weiber. Von ihnen muß ich selbst vergiftet zu werden fürchten, und daher sann ich auf Gegenmittel. Willst du deshalb und um eines Liebestrankes willen etwa eine

Frau tödten lassen, die mehr, als du willst, geliebt zu seyn wünscht?"

Troz dieser Erklärung wurde Aretaphila auf die Folter gebracht. Sie hielt alle Martern mit der größten Standhaftigkeit aus, wurde losgelassen, und Nikokrates bereuete, was er gethan hatte. Ja, seine Leidenschaft trieb ihn, aufs neue sich mit ihr zu verbinden, und mit Liebkosungen, Geschenken und Ehrenbezeugungen suchte er ihre Verzeihung und Liebe zu gewinnen. Sie aber ließ sich nicht gewinnen, wie er hoffte, verstellte sich, und sann auf einen neuen Plan.

Sie hatte eine Tochter, mannbar und schön. Durch diese wollte sie den Bruder des Tyrannen, Leander, an sich ziehen. Er war ein Jüngling, der durch schöne Weiber zu gewinnen war. — Das gelang. Man sagte, sie habe das durch Zauberkünste bewirkt, aber, wo giebt es einen Zauber, welcher dem der Schönheit eines Weibes bei einem empfänglichen Herzen gleich kömmt?

Die Schöne that das, was ihr geheißen wurde, und der Preis ihrer höchsten Gunst

welchen sie selbst bestimmte, war: die Freiheit der Stadt und Bekämpfung der Tyrannei.

„Fällt, sprach sie, der Tyrann, dann bin ich die Deinige.“

Das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, ließ er seinen Bruder durch seinen Sklaven Daphnis umbringen. — Als das geschehen war, bekümmerte sich Leander nicht weiter um die Aretaphila, sondern er bewies, daß er wohl ein Brudermörder, aber kein Tyrannenmörder seyn könne, und bemächtigte sich selbst der Herrschaft.

Aretaphila war listiger, als er, verwickelte ihn in einen Krieg mit den benachbarten afrikanischen Völkerschaften, und erbot sich selbst zu einer Ausgleichung mit dem Fürsten Anabus, dem Afrikaner. Leander willigte ein, und sie ging zu dem Fürsten. Da machte sie es mit ihm aus, wenn Leander sich selbst zu einer Unterredung mit ihm verstehe, ihn gefangen zu nehmen. Das geschah. — Die Kyrener mußten eine theure Lösung für ihn zahlen. Aretaphila gab, was sie hatte. Das entzückte die Kyrener, so berech-

net es auch war, aber gegen Leandern und seine Mutter entbrannte ihre Wuth. Diese verbrannten sie lebendig, ihn aber näheten sie in eine Thierhaut, und warfen ihn ins Meer.

Aretaphila aber, als sie die Kyrener frei sah, ging in ihre Wohnung, befaßte sich mit nichts weiter, und beschloß ihr Leben ruhig unter ihren Verwandten und Freunden.

## K a m m a.

Kamma, ausgezeichnet durch Schönheit und Verstand, war mit Sinatus, einem der Vierfürsten von Galatien, vermält, lebte mit ihrem Gemal in einer sehr glücklichen Ehe, und der Ruf und das Ansehen, in welchem sie stand, erhob sie zur Priesterin der Diana, der vornehmsten Gottheit ihres Vaterlandes. An den Festtagen geschmückt im Tempel, schien sie die Göttin selbst zu seyn, und wer sie sah, den entzückte ihre Schönheit, edle Gestalt und liebevolle Würde.

Auch Sinorix wurde entzündet mit frevelvoller Gier gegen das Weib seines Bruders. Seines Wunsches theilhaftig zu werden, mordete er hinterlistig den Bruder, und bot seiner Gattin die Hand, des Bruders Bett mit ihr zu besteigen.

„Wohl, sprach sie, so sey die Göttin, deren Priesterin ich bin, Zeuge des Bundes, den du mit mir zu schließen wünschest."

Liebreich führte sie ihn zum Altar, brachte der Göttin ein Trankopfer (welches ein vergifteter Honigtrank war), trank selbst zuerst, und reichte dann dem Bräutigam die Schaale, welcher dieselbe leerte. Als Kamma das sah, brach sie in ein lautes Freudengeschrei aus, fiel vor der Bildsäule der Göttin nieder, und rief aus:

„Dich, verehrungswürdige Göttin, nehm' ich zum Zeugen, daß ich blos um dieses Tages willen den Mord meines geliebten Sinatus überlebt, und binnen dieser für mich so langen Lebenszeit kein anderes Vergnügen genossen habe, als die Hoffnung, mich rächen zu können. So gehe ich würdig nun zu meinem Gemal. Dir aber, verruchtester Brudermörder, mögen deine Diener statt des Brautbettes das Grab zubereiten."

Getrost und fröhlich endete sie das Leben, und Sinorix starb noch vor ihr.

## Julia Astallia.

Der erlauchte Lodoviko Gonzaga war Bischof zu Mantua*) und hielt Hof zu Gazuelo, wo er, selbst ein Freund der Wissenschaften, viele gelehrte Männer um sich her versammelte, wo auch eine arme Familie lebte, Mann und Frau und zwei Töchter, die nur durch die größte Arbeitsamkeit sich ernähren konnten. Die älteste Tochter Julia, eine geschickte Spinnerin, war sehr schön und liebenswürdig **). Ihre feinen Sitten ließen den niedern Stand nicht vermuthen, in welchem sie geboren war, ja ihr gefälliges und anständiges Betragen gefiel der Schwester des Bischofs sowohl, daß sie das feine, liebe Mädchen zu sich nehmen wollte, als ein unbändiger Mensch durch seine ausgelassene Leidenschaft dieses Vorhaben vernichtete.

*) Er war Bischof in den Jahren 1483 bis 1510.

**) Bandello Novelle. T. I. p. 209. Ediz. London, 1791.

Julia, damals 17 Jahr alt, arbeitete die Woche hindurch sehr fleißig, und erlaubte nur des Sonntags es sich, einige Stunden ihrer Aufheiterung zu weihen. Mit anderen Mädchen ergötzte sie sich bei einem ehrbaren Tanze.

Bei einem solchen wurde der Kammerdiener des Bischofs durch ihre Schönheit und Sittsamkeit zur glühendsten Liebe entzündet. Gern hätte er jeden Tag mit ihr getanzt, hätte es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen können. Er sagte ihr tausend schöne Worte der Zärtlichkeit und Liebe. Sie aber munterte ihn nicht auf, in diesem Tone fortzusprechen, vielmehr sagte sie ihm: es sey ihr keineswegès angenehm, so etwas anhören zu müssen, sie sey ein armes, aber ehrliebendes Mädchen, dessen einziger Besitzthum ihr guter Ruf sey. Er schwieg zwar, aber heftiger entglühte seine Liebe. Er hörte nicht auf, sie zu verfolgen, und jemehr sie ihm auswich, desto andringlicher wurde er. Nichts ließ er unversucht, sie zu rühren; sie floh ihn. Auch Geschenke konnten ihm nicht den Weg dazu bahnen; sie wies dieselben, eben so wie seine Erklärungen, von sich.

Immer begehrender und wüthender durch das alles gemacht, beschloß der Rasende mit Gewalt zu rauben, was man gutwillig ihm nicht geben wollte. Mit einem seiner Gesellen folgte er ihr, als sie einst aufs Land ging, nach, riß sie zu Boden, verstopfte ihr den Mund, und führte seinen schändlichen Vorsatz aus.

Vergebens suchte er sie durch Geschenke und Versprechungen zu beruhigen; sie konnte ihr Unglück nicht überleben. Ihre besten Sonntagskleider legte sie an, seufzte, weinte und sprach: „Da meine Ehre verloren ist, wie könnte ich mein Leben achten? Nur der Tod kann meine Unschuld beweisen und kund thun, daß bei aller erlittenen Gewalt meine Seele rein blieb und frei.“ — Sie befahl einer Nachbarin einen Gruß an ihre Eltern, eilte dem Oglio zu, und stürzte sich in den Fluß.

Als der Kammerdiener und sein Gesell vernahmen, was geschehen war, entflohen sie, der verdienten Strafe zu entgehen.

Allgemein, laut und herzlich wurde der Tod des guten Mädchens beklagt, und da die Kirchengesetze ihr kein Grab an geheiligter Stätte vergönnten, so ließ sie der Bischof selbst auf

dem großen Platze der Stadt begraben, ließ ihr ein bronzenes Denkmal errichten, nebst einer Marmorsäule, und die Gestalt der Unglücklichen durch eine bronzene Denkmünze*) verewigen.

Auf der Vorseite erblickt man, einer Braut gleich geschmückt, das Brustbild des verewigten Mädchens, mit der Umschrift: Diva Julia Astallia. Auf der Rückseite sieht man einen zu seiner Verjüngung sich selbst verbrennenden Phönix, mit den Worten: Unicum fortitudinis et pudicitiae exemplum. Dieses sehr sinnig gewählte Emblem, und das Wort Diva, ihr, einer Selbstmörderin, gegeben, in den damaligen Zeiten, erregt Aufmerksamkeit, und bezeugt die Achtung, in welcher sie, selbst bei einem Bischof, stand, der aber freilich wohl kein von Vorurtheilen feist gewordener Pfaffe seyn konnte!

*) Sie ist abgebildet zu sehen in der Zeitschrift: Curiositäten. 1. B. 21. Taf. zu S. 433.

## Iphigenia Desille.

Bei Nancy fiel in den Schreckenszeiten der so heilloses Unglück bringenden Revolution, deren Nachklang ganz Europa erschüttert hat, Bürgerblut rettend, sich selbst dahin gebend, der gutmüthige Desille. Er hinterließ zwei Schwestern, die eine als Mutter von vier Kindern, die andere noch unverheirathet. Zwar liebte sie einen wackern Jüngling und wurde zärtlich von ihm geliebt, aber wer konnte in jenen Zeiten des Schreckens an eine eheliche Verbindung denken? Wer mochte von Liebe sprechen, wo die entfesselten Furien jede reine Stelle mit Geifer und Blut befleckten? Nur zweifelhaft ruhig war es erlaubt, hoffend in die Zukunft zu blicken und sich Gefühlen zu überlassen, die damals so theuer erkauft werden mußten! Nein, es gab auch für unsere Iphigenia keine Ruhe.

Plötzlich kam der Befehl nach Nancy, dreißig sogenannte Verdächtige nach Paris vor das Blutgericht zu stellen; unter ihnen war auch Iphigenia. — Sie wurde mit nach Paris geschleppt, und vor das schreckliche Gericht gestellt, dessen Richter, selbst im offenen Vertrage mit allen Lastern, jede Tugend zum Laster zu stempeln wußten, um ihren unersättlichen Blutdurst zu stillen.

Iphigenien wurde ein Brief vorgelegt, unterzeichnet „Desille“, der Bekanntschaft mit einem Feinde der sogenannten Republik verrieth.

„Ist ferne Bekanntschaft Verrath?“ — fragte Iphigenia.

„Es ist nicht von dem die Rede, — wurde entgegnet, — was aus dem Briefe folge, sondern davon: ob du den Brief als den deinigen anerkennst?“

„Wohl kenne ich den Brief, und so ist mein Urtheil gesprochen, wie ich euch kenne, aber ich bitte um einen Vertheidiger.“

Der Rechtsgelehrte Chaveau wurde dazu ersehen, und besuchte sie den folgenden Tag

im Kerker. Theilnehmend unterhielt er sich mit ihr über ihre Vertheidigungsgründe.

„Ich traue es Ihnen zu, — sagte Iphigenia, — daß Sie alles, mich zu retten, anwenden werden. Sie haben die Verhandlungen gelesen. Was sagen Sie dazu?"

„Es ist durchaus nichts gegen Sie, — antwortete er, — als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten."

„Aber der Brief enthält doch nichts, das die Schreiberin verdächtig machen könnte."

Chaveau zuckte die Achseln, und schwieg. — Sie fuhr fort:

„Ich verstehe Sie. Mein Entschluß ist gefaßt. Vertheidigen Sie mich, so gut Sie können. Ich bin unschuldig. Es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, dies zu beweisen, und den Verdacht, den der Brief erregt, von mir zu entfernen. Jedoch mit noch mehr Kraft werden Sie mich vertheidigen, wenn ich sie überzeuge, daß nicht einmal das auf mir haftet, was man Schuld nennt. Doch schwören Sie mir, daß Sie von dem, was ich Ihnen eröffne, keinen Gebrauch machen wollen."

„Ich begreife Sie nicht, aber ich schwöre.“

„Nun, so wissen Sie, nicht ich, sondern meine Schwester schrieb den Brief.“

„Wie?“

„Sie, die Unglückliche, Mutter von vier unerzogenen Kindern.“

„Gott!“

„Wird das Todesurtheil ausgesprochen, so gelte es mir.“

„Wie? Sie wollten — ?“

„Ich will für sie sterben. Ihre Kinder fordern Mutterpflege, und wie unentbehrlich ist denselben diese, zumal in unsern Tagen. — Ich sterbe für meine Schwester.“

Chaveau stand, sie bewundernd, vor ihr. Er sah die seltene Entschlossenheit des achtbaren Mädchens, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor dem Blutgericht seinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unschuld erhöhte seine Beredsamkeit; aber Iphigenia wurde doch verurtheilt. Sie starb mit der größten Entschlossenheit.

Da Chaveau zu stark und leidenschaftlich für die Unschuldige gesprochen hatte, mußte

er den Richtern dieser Gattung selbst verdächtig werden, und nach wenig Monaten mußte er selbst das Blutgerüst besteigen; aber das Geheimniß nahm er mit ins Grab. Nur kurz vor seinem Hingange entdeckte er es einem Freunde. „Bewahre es, sagte er zu ihm, bis bessere Zeiten dir erlauben, dieses seltene Beispiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu machen, und bei Edlen das Gefühl zu wecken, daß auch die neuere Zeit ihre Arria's habe.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen

Bd.: 5. (1816). - 208 S. : 1 Ill.

Leipzig 1816

Biogr.c. 438 k-5

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071473-2